



Meinem zwölfjährigen Sohn Benvenuto

gewidmet

# Lohengrin

# Lohengrin

Von

Gerhart Hauptmann







Mit Bildern von Ferdinand Staeger

Verlag von Ullstein & Co, Berlin 1913



## 1. Kapitel

Unter Glockengeläut und Volksjubel geschah die Hochzeit Parsivals und Blancheflours. Als ein besiegter, irrender Ritter, sein schwarzes Roß am Zügel führend, war Parsival in der Hauptstadt Blancheflours eingezogen, und nun war er ihr Gatte und König geworden. Welche Irrfahrten er bis dahin durchgemacht hatte, ist in der besonderen Geschichte Parsivals aufgezeichnet, auch daß er und warum er seine Gattin schon am Morgen nach der feierlichen Hochzeit heimlich verließ.

Dreiviertel Jahre nach dem Verschwinden Parsivals gebar Blancheflour ihren einzigen Sohn Lohengrin.

Der witwenhafte Ernst, der ihr eigen war, hinderte nicht, daß der junge Prinz und Nachkomme Parsivals mit allem Glück der Jugend gesättigt seine Kinderjahre verleben durfte. So war Lohengrin bald zu einem schlanken glücklichen Knaben geworden, dessen gläubige Heiterkeit unbesieglich schien. Der blonde Knabe, der Stadt und Reich mit Bürgern und Untertanen seiner Mutter zu seinen Füßen sah, ward gleichsam von allen auf Händen getragen. Das erhöhte natürlich den Zustand seiner Glückseligkeit, der auch immer wieder in den trüben Dämmer, der das Herz seiner Mutter erfüllte, hineinstrahlte. Güte und Kraft waren vermählt in dem Knaben und noch mehr in dem Jüngling Lohengrin, dessen Schönheit so blendend war, daß man nach dem geheimnisvollen Verschwinden seines Vaters geradezu von göttlicher Herkunft munkelte.

Blancheflour, die nach Parsivals Verschwinden in ihrem Sohne das Einzige sah, was sie im Leben festhalten konnte, hatte ihn mit den vorzüglichsten Lehrern umgeben und zu seinem Umgang nicht nur die edelsten Sprossen seiner Altersstufe aus dem Adel des Landes ausgewählt, sondern auch junge Priester und Philosophen, so daß der Jüngling im Bereiche der sieben freien Künste ebenso meisterlich ausgebildet, als im Reiten und Fechten war.

Überdies ward Lohengrin aus dem unerschöpflichen Reichtum seiner Mutter jeder nur halb geäußerte Wunsch erfüllt, trotzdem er an Wünschen fast noch reicher, als seine Mutter an irdischen Gütern war.

Er liebte die Jagd, er liebte den Glanz, er baute sich hie und da im Lande romantische Burgen und Lustschlösser, die er mit köstlichen Gärten umgab und abwechselnd mit seinem großen Gefolge besuchte. Er feierte Feste, hielt weltberühmte Tourniere ab, während seine Mutter in

der Stille der Bibliothek mit einem Araber über den Gralsbüchern grübelte.

Blancheflour vertiefte sich unter Leitung eines Arabers in das Studium vom heiligen Gral, hauptsächlich um den Weg dorthin zu ergründen und ihren verlorenen Gatten wiederzusehen. Aber weil es der Gral gewesen war, der, stärker als sie, ihren Gatten und früher Gornemant an sich gezogen hatte, betrachtete sie seine Segnungen mit Sehnsucht sowohl als mit Bitterkeit und mit einer Ehrfurcht, die, wenn sie an Lohengrin dachte, der nackten kahlen Furcht zum verwechseln ähnlich sah.

So hatte sie einen geheimen, strengen Befehl an jedermann ausgehen lassen, der mit Lohengrin in Berührung kam, daß er bei Strafe des Köpfens oder Hängens niemals vom heiligen Grale sprechen, ja auch nur seinen Namen erwähnen dürfte. Ebenso blieb der Teil der Bibliothek, wo die Gralsbücher aufgestapelt lagen, imme rvor dem Prinzen verschlossen, auch dann, wenn die Königin

mit dem Araber in diesem Raume ihre Studien trieb.

Blancheflour war für Lohengrin nicht nur die Mutter, sondern er sah in ihr eine Heilige. Der sanfte, doch tiefe Schmerz, der ihr Wesen durchtränkte, auch wenn sie lächelte, galt dem Knaben, dem Jüngling, dem jungen Manne als Zeichen tiefster Weisheit und des tiefsten Wissens, das in der Welt zu erlangen ist.

Der Prinz, der weiße arabische Pferde zu reiten liebte, zog nie auf die Jagd, ohne daß er durch seine silbernen Jagdhörner die Mutter beim Auszug begrüßen ließ. Bei jeder Tafel erhob er sich feierlich, wenn er das erste Glas Wein an die Lippen setzte und trank es auf seiner erhabenen Frau Mutter Wohl. Es war bezaubernd, wie er, an sich der gewinnendste Mann, seiner Königin Mutter begegnete, wie er mit edelstem Anstand und kindlicher Devotion behutsam die lange weiße Hand Blancheflours an die Lippen nahm, jene Hand, die einst der Vater Parsival in glühendster Liebe

geküßt hatte. Nie trug Lohengrin andere Farben, als die seiner Mutter, grün und weiß, beim Tournier, und niemals, auch dann nicht, wenn fremde Königinnen zugegen waren, verneigte er sich auf dem Tornierplatz eher vor jemand anderem, als vor ihr. Er sagte laut, seiner Mutter ein einziges Lächeln abzugewinnen, bedeute ihm mehr als der Besitz von aller Könige Land und die Gunst aller Königstöchter der Erde.

Was Wunder, wenn er nur lachend den Kopf schüttelte, als seine Mutter ihm die Notwendigkeit, ein Weib zu nehmen, vorstellte. Nein, er wollte nicht heiraten. Und er heiratete nicht.

Lohengrin hatte die Anmut und sanfte Selbstherrlichkeit solcher Prinzen, die ohne einen Vater, der sie in Schatten stellt, aufgewachsen sind. Erst als er im zwölften Jahre war, fing er an, sich über seinen Vater, den er nicht einmal dem Namen nach kannte, heimlich Gedanken zu machen. Er würde den Namen Parsival ohne Zweifel längst erfahren haben, wenn nicht der Wille der allgeliebten



Aus Lohengrins frohen Kindertagen

Königin Blancheflour es verhindert hätte. Sie wollte den Sohn auf keine Weise in das dunkle Schicksal des verschollenen Gatten verwickelt sehen.

Nach Art eines guten Sohnes trat Lohengrin eines Tages mit der gewohnten, ehrerbietigen Herzlichkeit in die Frauengemächer der Mutter ein. Er wollte die Fragen, die ihn beschäftigten, von niemand als ihr beantwortet wissen.

Die Mutter sagte: Du hast ein Recht nach deinem Vater und seinem Schicksal zu fragen, Lohengrin, und so muß es wohl scheinen, als habe ich, als Mutter, nicht das Recht dir eine Auskunft zu verweigern. Gerade aber, weil ich deine Mutter bin, tu ich das.

Aber Blancheflour verbesserte sich. Du weißt es, fing sie von neuem an, daß ich dir gegen deinen klaren und ausgesprochenen Wunsch nichts zu verweigern imstande bin. Deshalb bitte ich dich, nimm deine Fragen aus freiem Willen zurück, verzichte, um meiner besseren Einsicht Willen, auf ihre Beantwortung.

Lohengrin, der die Hand seiner Mutter während sie sprach, zärtlich gehalten hatte, kniete nieder und legte sie an die Stirn, womit er seinen herzlich freien Gehorsam ausdrückte. Was du mir zu verschweigen wünschest, hohe Frau Mutter, sagte er, danach will ich nicht fragen. Dein Schweigen soll mir so wert und werter als aller anderen Menschen Antwort sein.

Nun aber sagte die in heimlicher Angst um das Glück ihres Sohnes erbebende Königin Blancheflour: willst du mir ein Versprechen geben? Jedes, gab er zur Antwort, was du von mir verlangst, Mutter Königin! So gelobe mir, sagte sie wiederum, niemals und niemand nach deinem Vater und niemals und niemand nach dem geheimnisvollen Gegenstand zu fragen, in dessen Studium ich hinter den Mauern unserer Bibliothek versunken bin. Ich gelobe es! sagte, sich tief verneigend, der Knabe.

Unzweifelhaft war dem Prinzen durch diese Vorsicht der Mutter und durch den ritterlichen

Gehorsam, der es ihm ganz unmöglich machte, je sein Gelübde zu verletzen, der schöne, freie und sorglose Wuchs seiner Knaben- und Jünglingsjahre erhalten geblieben.

## 2. Kapitel

Eines Tages befand sich Prinz Lohengrin auf der Falkenjagd. Tagelang war er zu Pferde mit vielen Falken in großer Gesellschaft durchs Land geritten. Man hatte so einen entlegenen See erreicht, bei dessen Anblick Lohengrin äußerte, er komme ihm vor, wie der Styx, das ist jener Strom der Unterwelt, über den der Totenfährmann abgeschiedene Seelen ins Reich der Schatten hinüberrudert.

Kaum daß der junge Prinz diesen Gedanken ausgedrückt hatte, so schien ihn ein Nachen mitten im See zu bestätigen, in dem sich die hohe, unbewegte Gestalt eines Anglers abzeichnete.

„Der dort könnte wahrhaftig Charon sein," sagte Lohengrin, „und der See sieht nicht anders

aus, als hätten ihn Tränen statt Himmelsregen gebildet."

Als er diese Betrachtung anstellte, hatte der schöne Mann und Jagdherr — er war damals fünfundzwanzig Jahre alt — den weißen Lieblingsfalken auf der Faust und sein weißes arabisches Pferd unter sich: zugleich aber kam eine Wildtaube aus der Gegend, wo eben die Sonne blutig unterging, über den See herangeflogen. „Lieber Täubrich," sagte da in einer Anwandlung frevlen Übermutes Lohengrin, „für dich soll dieser See nun wahrhaft und wirklich den Styx bedeuten." Damit nahm er dem Falken die Kappe ab, warf ihn hoch, und in kurzer Zeit, als der Kampf in der Luft entschieden war, fiel die ermordete Taube aus großer Höhe und zwar, wie man deutlich sah, in den Nachen des angelnden Fischers hinein.

Über den sonderbaren Zufall suchten die Herren des Gefolges mit lautem Lachen hinwegzukommen. Man erwartete lärmend den langsam herwärts treibenden Kahn, der, wie es schien, sich

ohne das Ruder des Anglers den Ufern näherte. Sowie der Nachen zwischen dem Schilf zum Stillstand kam, war es, als habe ein eisiger Hauch die Flamme der Freude unter den Wartenden ausgeblasen.

Der Fischer sagte: Hier hast du dein blutendes Opfer, Prinz Lohengrin! Du tötest den Schwachen, Parsival pflegte den Starken zu töten. Er schoß den Sperber, du hast die Taube ums Leben gebracht.

Da war nun zum großen Entsetzen des Gefolges der Name Parsival vor den Ohren des Prinzen genannt worden.

Ein Jeder erschrak, denn die gute Königin Blancheflour hatte auch diese Verfehlung mit Todesstrafe belegt. Aber man ließ den Fischer unbehelligt davonrudern. Schien es doch, als habe der Prinz die Worte des Mannes überhört, und man würde zudem nicht recht gewußt haben, wie man die Gefangennahme des Fremden



Lohengrin tötet die Taube

begründen sollte, ohne Lohengrin das Geheimnis ganz zu enthüllen, dessen bergender Vorhang ja erst kaum merklich gelüftet war.

Allein die Rätselworte des Fischers hatten sich in die Seele des Prinzen eingebrannt und alle eigentümlichen Umstände, die den Tod der Taube begleitet hatten. Von da ab kam es zuweilen vor, daß den Prinzen das schmerzverzehrte Antlitz des Anglers nach frohen Gelagen im Traume ängstete. Gern hätte er nun mit seinen Gedanken und Zweifeln, die ihm das wunderliche Erlebnis erregt hatten, bei der Mutter Belehrung gesucht. Aber er fühlte zu wohl, wie nahe ihm die Gefahr gekommen war, das Blancheflour gegebene Versprechen zu verletzen, das ihm die Frage nach seiner Herkunft, das heißt nach seinem Vater, verbot.

So starb eines Tages Blancheflour, ohne ihr irdisches Schweigen gebrochen zu haben, und ging in das größere Schweigen des Todes ein.

Bald nach ihrem Hingang hatte der neue König ein Gespräch mit dem alten Araber, der

seiner Mutter bei ihren geheimnisvollen Studien nicht von der Seite gewichen war.

Die erhabene Frau Königin, deren sterbliche Hülle heut im Dom auf dem Katafalk meinem Volke gezeigt wird, war viel zu jung für den Tod, sagte Lohengrin.

Dagegen der Araber:

Sie ist an einer alten verheimlichten Wunde gestorben.

Wer hat ihr die Wunde geschlagen?, fragte Lohengrin.

Einer, sagte der Araber, der, wie mir die Planeten verraten haben, heut noch irrend die Welt durchschweift.

Den will ich suchen und strafen, sagte Lohengrin, der meiner Mutter die unheilbare Wunde geschlagen hat.

Davor muß ich dich warnen, sagte der Araber.

Aber Lohengrin fügte hinzu: ich will es halten wie Parsival.

Woher weißt du den Namen deines Vaters? fragte der Araber.

Ich weiß nur, sagte der junge König, daß sein Wahlspruch gewesen ist: dem Starken ein Trutz, dem Schwachen ein Schutz.

Die Glocken des Doms und alle übrigen Kirchen läuteten, als man Blancheflour zur Erde bestattete. Lohengrin, in silberner Rüstung, auf dem Haupt einen Helm in Form eines silbernen Schwanes tragend, ritt hinter dem Sarge her, der, nach der Zeit-Sitte, offen war. Er hatte die Farben der Verstorbenen, grün und weiß, angelegt, die er so oft, der Mutter zu Ehren, beim ritterlichen Spiele getragen hatte. Da geschah es, daß er, das Auge durch Tränenströme verschleiert, dennoch, als der Leichenzug durch das Stadttor hindurch ins Freie gelangte, zur Seite der Straße ein angebundenes schwarzes Roß und einen daneben stehenden Ritter gewahrte, den er in seinem Schmerze nicht weiter beachtete. Hätte er Sinne für etwas anderes als den Schmerz um die Tote gehabt, so hätte ihm

der Mann, das Roß und die Rüstung auffallen müssen.

Die Gestalt des Mannes war sehnig, sein Auge voll Glut, sein Haar ergraut, er trug auf dem Schilde eine Taube, sein Helm war als Falke gebildet, und beim näheren Hinsehen hätte man auf dem Schildrande das Wort Herzeleide entziffern können. Auf dem Brustharnisch war ein Schiffer mit einer Angel angebracht. Waffen und Rüstungsstücke, sowie der Ritter selbst, waren merkbar durch Wetter und Wind mitgenommen.

Dieser Ritter war niemand anderes als der noch immer irrende, nach dem Grale suchende Parsival, den sein dunkles Geschick gerade in einem Augenblick hergeführt hatte, wo man seine von ihm verlassene Gattin begrub. Noch trug er die Rüstung Gornemants, die er übernommen hatte und deren genaue Beschreibung in der Chronik des Hauses zu finden war. Aber auch diese Chronik war sorgfältig im Auftrage der Königin Blancheflour ihrem Sohne verborgen worden.

Trotzdem würde vielleicht der schmerzliche Augenblick zu einer Erkennung zwischen Vater und Sohn geführt haben, da der fremde Ritter nahe daran war, sich durch einen Ausbruch ungeheurer Qual zu verraten. Allein der Schmerz war zu groß, er lähmte ihn. Und was nun noch geschah, entzog sich den Blicken Lohengrins, der, versunken in Trauer, dem wächsernen Bilde im Sarge nachfolgte.

Im Zuge der Trauernden ging auch der Araber. Ihm hatte sich plötzlich der unerkannte Parsival zugesellt. Beide hatten nun ein Gespräch, worin der gelehrte Araber, der in der Kenntnis der Gralsbibliothek und in der Wissenschaft der Sterne nicht seinesgleichen besaß, bewies, daß er den fremden Ritter sogleich erkannt hatte.

Ich sehe dir an, sagte er zu Parsival, du hast den Weg zum Gral nicht gefunden. Was mich betrifft, ich bin heute hundertunddreißig Jahre alt, älter als mir die Sterndeuter voraussagten, und wenn Blancheflour noch ein Jahr gelebt hätte, so hätte

ich sie mit verbundenen Augen den Weg zum Gral zu führen gewußt. Denn, mußt du wissen, sie grübelte seit du fort bist nur immer über den Weg zum Gral, leider nicht aus dem reinen Grunde, das heilige Wunder des Herrn zu finden, sondern, armer Parsival, um dich wiederzusehen. Ich wußte es aus den Planeten, aber ich habe es Blancheflour nie gesagt, du würdest am dritten Tage nach ihrem Tode, ohne den Gral gefunden zu haben, zurückkehren.

Parsival fragte: Wer ist der Ritter im silbernen Harnisch, mit dem silbernen Schwan auf dem Helm, der ähnlich dem Sonnengott auf schneeweißem Pferd hinter dem Sarge herreitet?

Das ist Lohengrin, sagte der Araber, ist dein Sohn! Aber ich rate dir ab dich vor ihm erkennen zu geben. Er hat das gütigste Herz in der Brust und alle Welt liebt ihn und trägt ihn auf Händen. Nur einen haßt er und sucht er als ärgsten Feind: den, der seiner Mutter die unheilbare Wunde geschlagen hat.

„Das bin ich," Parsival, trat aus dem Kondukt und ließ das weinende Volk in endlosem Zuge, hinter dem Sarge der guten Königin her, zu Grabe schreiten. Da alles weinte, fiel es nicht auf, daß Parsival ebenfalls in Tränen gebadet war.

Parsival hatte einst seine Mutter verlassen, um die Welt zu bekämpfen. Als er zurückkam, fand er die Mutter nicht mehr. Er verließ den Gral, den er nicht erkannte, als er an ihm vorübergetragen wurde, und als er erkannt hatte oder wenigstens ahnte, was er war, vermochte er ihn nicht wiederzufinden. Um ihn zu finden, verließ er sein junges Weib Blancheflour und verscherzte ein irdisches Königreich; denn als er zurückkam, fand er auch sein Weib nicht mehr, und seinen eigenen, ihm fremden Sohn, mußte er meiden, wie seinen Feind. So trat er denn wiederum aus dem Zuge heraus, stieg auf sein Roß und ritt von dannen.

Als die Königin Blancheflour zur Erde bestattet war, glaubte man allgemein, der neue

König werde nun auf eine noch glänzendere Weise als vordem Hof halten. Allein, siehe da, man täuschte sich. Die Thronbesteigung hatte noch in der vorgeschriebenen, pomphaften Form stattgefunden, bald danach entließ man den größten Teil der Hofbeamten und der Dienerschaft. Auch die Jägerei wurde eingeschränkt, so daß man selbst in den Kreisen der Eingeweihten durchaus nicht mehr wußte, was man von dem jungen Herrscher erwarten, glauben und hoffen sollte. Staunen und Betrübnis war daher allgemein, als man eines Tages erfuhr, Lohengrin habe eine Regentschaft eingesetzt und treibe irrende Ritterschaft oder habe die Reise ins heilige Land, zum Grabe des Herrn Jesus angetreten. Es war gerade das, was man zuallerletzt von diesem lebensfrohen Manne und Prinzen erwartet hatte.

Bald danach wurde ein fahrender Held unter dem Namen Ritter Hilfreich berühmt, der einen Schwan als Helmzier führte und dessen Schild die Inschrift:

„Dem Starken ein Trutz
Dem Schwachen ein Schutz"

trug. Und wo er erschien, schön, stark und gewappnet wie ein Erzengel, jauchzte das niedere, bedrückte, in Arbeit und Not fast erstickende Volk ihm zu, während die Starken, Harten und Ungerechten ihn heimlich verhöhnten und bitter haßten. Dieser Ritter war Lohengrin.

Die Worte des Fischers hatten auf eine fast zauberhafte Weise in seinem Herzen Wurzel geschlagen. Alle Mühseligen und Beladenen liefen ihm zu, als ob er der neue Heiland wäre, und manchen Tyrannen hatte der Ritter mit dem Schwan aus dem Sattel geworfen. Nicht selten zog er, das Roß am Zügel führend, zu Fuße durch irgend ein Stadttor ein, während ein kranker Bettler im Sattel hockte. Zuweilen war es ein Weib, zuweilen ein ländlicher Arbeitsmann, zuweilen ein Kind, dessen Bedürftigkeit ihn angezogen, dessen Klagen er vernommen oder dessen Wunden er verbunden hatte. Zu vielen Malen hatte er



Lohengrin zieht aus Parsival zu suchen

nicht verschmäht, in die allerniedrigsten Hütten der Armut mit seiner silbernen Rüstung hineinzukriechen. Soweit seine mitgebrachte Barschaft reichte, hatte er Gold mit vollen Händen ausgeteilt und bitterste Not auf jede mögliche Weise gelindert, ja er war in Gefängnisse eingedrungen und hatte viele unter denen von Entehrung, Kerker und Todesstrafe befreit, die eine blinde Gerechtigkeit zu Unrecht verurteilt hatte.

Er hatte, der Stimme seines Herzens und noch mehr der Stimme des Blutes folgend, eine ähnliche Wallfahrt wie sein Vater angetreten.

## 3. Kapitel

Eines Abends kam Ritter Hilfreich unter dem Jubel des armen Volkes in eine Stadt geritten. Man schrie Hosianna, warf Blumen und grüne Zweige auf seinen Weg, und einige abergläubische Weiber gingen so weit, sich vor sein Roß zu werfen, damit es über sie hinwegschreite. Sie glaubten dadurch von ihren unheilbaren Übeln geheilt zu werden.

In der Nähe des Hafens redete Lohengrin einen armen Lastträger an, damit er ihm durch das Gewirr der Gassen einen gewissen Weg weise. Kein Wunder, wenn der Alte, der irgendein schweres Gewicht auf dem Rücken trug, wie geblendet die Hand über beiden Augen zu dem strahlenden Schwanenritter aufblickte. Dieser sagte: Ermanne

dich, lieber Alter, vergiß nicht zu antworten, bedenke, daß ich ein fremder, irrender Ritter bin.

Der Alte zitterte sehr, als er dem Fragenden antwortete: Wenn du ein irrender Ritter bist, sagte der Lastträger, und du fragst keinen anderen nach dem Wege, den du gehen solltest als mich, so helfe mir Gott, daß ich dich zurecht weise: suche nie nach dem, der deiner Mutter die heimliche Wunde geschlagen hat.

Ich danke für deinen Rat, alter Vater, sagte mit herzlicher Güte Lohengrin, ohne zu wissen, daß er in Wahrheit mit Parsival, seinem Vater, redete. Dieser fuhr fort: Zum Zeichen der Versöhnung und des Friedens, steige vom Roß, brich das Brot mit mir und laß dir etwas erzählen vom heiligen Gral und vom Parsival.

Lohengrin glaubte anfangs, irgendein Unglück habe den alten Lastträger um den Verstand gebracht; als er ihn aber den Namen Parsival und den des heiligen Gral erwähnen hörte, beschloß er, dem alten, gebrechlichen Manne zu willfahren. Er

hob ihn aufs Roß und leitete dieses am Zügel bis an die Tür der elenden Bretterhütte, wo dieser arme Lazarus mit ihm das Abendmahl zu nehmen gedachte.

So saß nun Parsival auf dem milchweißen Streitroß seines geliebten Sohnes Lohengrin, ohne daß jener es ahnte, wer er war. Was Wunder, daß er unaufhaltsam salzige Tränen heimlicher Freude weinte.

Während des Essens war der glänzende, gottgeliebte Paladin, mit seinem unerkannten Vater in einem Bretterschuppen untergekommen. Als sie das Brot miteinander brachen und den ersten Schluck aus einem gemeinsamen Kelche tranken, hörten sie beide Glockenlaut und wußten sofort, wie dieser Klang von keinem der städtischen Dome herstammte. Da wußte der alte Lastträger Parsival, wie nun die Gnade, die Liebe und die Versöhnung gekommen war. Und er begann seine eigenen Irrfahrten, als wären es die eines anderen, zu erzählen.

Er sprach von Herzeleiden, der Mutter Parsivals. Er nannte sie, gleichsam vom Geist erleuchtet, die Allmutter. Auch Blancheflour wäre, ebenso wie Parsival, von Herzeleidens Geschlecht gewesen. Er schloß: Auch du und ich, wir sind von Herzeleidens Geschlecht, lieber Sohn.

Nun erfuhr der Ritter auch die näheren Schicksale Parsivals. Wie er auszog, die Mutter an seinem Vater zu rächen. Er erfuhr vom Gral, den Parsival fand und wieder verlor, von Gornemant und dem Gralskönig, dem kranken Amfortas, der Parsivals Vater und also Lohengrins Großvater war. Ihm wurde eröffnet, was Parsival mit einem Fischer und mit einem schwarzen Ritter erlebt hatte, Vermummungen seines Vaters, durch die er versucht hatte, ihn auf den rechten Weg zu leiten.

Jetzt ist meine Stunde gekommen, sagte der Lastträger, indem er auf eine eigentümliche und prophetische Weise sprach. Herzeleide habe auch ihn erzogen, und nun erst habe ihre Erziehung den




Lohengrin und Parsival in der Schenke

Abschluß erreicht. Er sprach noch viele wunderliche Dinge, wie: Herzeleide Herzeleide, überall, sprach von einem Reich Salvaterre, wo er hin wollte und um dessen Grenzen Herzeleide bis zum Tage der großen endlichen Wiederkehr des Heilandes ruhelos schwärmen müsse. Er sprach von der Gralsburg, ihren Paladinen und ihrem heimlichen Dom und dem Strom des Lebens, dem Blute des Lebens, das ihn durchrausche, und so fort.

Es waren viele andere Lastträger da, und sie lachten laut, als der Alte seine Erzählung beendet hatte. Sie meinten, er wäre ein alter Narr, und wenn sein Unsinn ihn stärker befalle, so nenne er sich gar selber den Parsival.

Lohengrin dankte dem alten Manne, ohne in ihm den Vater zu erkennen oder ihn merken zu lassen, wie tief ihn seine Eröffnung traf und welchen Widerstreit sie in ihm geweckt hatte. Er ritt davon, er ritt aus der Stadt in die Einsamkeit. Es war gerade Herbst, und er fand im Stadtforst eine Laubhütte, in der er die klare

Mondnacht zubrachte. Der faustgroß glänzende Venusstern, vor der Sonne her, und das Morgenrot erweckten ihn. Er hatte einen Traum gehabt von lauter gewaltigem Glockenläuten und Glockenläuten. Nicht anders, als hätte sich Himmel und Abgrund zu einem gewaltigen Feste zusammengetan. Und während er nun, mit offenen Augen, neben sich die Silberrüstung, im goldenen Herbstlaube saß, hörte er wirklich und noch um vieles verstärkt den allgemeinen, mächtig dröhnenden Glockenlaut. Und plötzlich wurde ihm, gleichsam mit dem Nahen der Sonne, sonnenklar, daß Parsival sein Vater gewesen, und wie er fortan davon ablassen werde, den zu suchen, der Blancheflour die tödliche Wunde geschlagen hatte.

Da stand er auf von einer unbegreiflichen Sehnsucht getrieben, um in der Stadt den alten Lastträger aufzusuchen. Zu seinem Schmerze fand er ihn nicht und erfuhr etwas Wunderliches, ja Wunderbares, was sich mit ihm ereignet hatte.

Er habe, hieß es, heute, beim Nahen des Morgenrots ein Boot losgemacht und sei damit in den Hafen und alsdann um das Vorgebirge gerudert, das jenen vor dem offenen Meere schützt. Man habe ihm nachgeblickt, gewinkt und geschrien, aber es sei nicht gelungen, den Schiffer von seiner waghalsigen Fahrt in die hochgehende See abzuhalten. Dort warte seiner, wie man sagte, der sichere Tod.

Ritter Lohengrin bezog eine Herberge. Er hatte die Absicht gehabt, den armen Lastträger mit sich und zugleich die Lasten von seinen Schultern zu nehmen. Der närrische Weise sollte fortan am Königshof wie sein eigener Vater gehalten sein. Nun, da er so überraschenderweise verschwunden war, faßte den Ritter Bestürzung und Trauer an und Reue darüber, daß er nicht schon am Abend vorher sich des alten Geschichtenerzählers bemächtigt hatte. Wenigstens wollte er nun auf die immerhin mögliche Rückkehr des verwegenen und törichten Schiffers warten und sei es auch tage- ja wochenlang.

Jede der vierzig Nächte, die Lohengrin in der Herberge zubrachte, träumte er seinen Glockentraum. Und wenn er wachte, so konnte er auch dann die schwingenden Klänge im Ohr nicht los werden, das feierlich große Mahnen der erzenen Zunge, die ihn bald vom Meere her, bald aus der Tiefe des Landes zu rufen schien. Und am vierzigsten Morgen, nach der vierzigsten Nacht, stieg er aufs Roß, um in der vermeintlichen Richtung des Klanges davonzureiten.

Immer dem Klange nach, war er mehrere Tagereisen den Strom hinauf über eine weite Ebene ins Innere des Landes gelangt und endlich in einen Wald, wo ihn der Abend und die Dunkelheit überraschte. Die große Richtung seiner Fahrt war ihm auch jetzt nicht zweifelhaft, denn er wurde durch immer die gleichen Schallwellen auch im Finstern magisch vorwärtsgezogen. Er war weder müde, noch war er schwach, noch hungerte ihn, außer nach einer Speise der Seele, die er mit der Idee des Grals verbunden hatte: denn er war

nun, nicht anders als Parsival, zum Gralssucher geworden.

Gegen Mitternacht traf er auf ein Licht und erkannte das Waldkirchlein eines Einsiedlers. Der Eremit, der unter dem Kreuz seine nächtliche Andacht verrichtet hatte, bot dem Ritter ein Nachtlager an. Er sagte zu ihm: dein Nahen ist mir von der Gralsburg verkündet worden. Amfortas und Herzeleide sind von ihren Wunden geheilt. Parsival ist auf der Gralsburg angekommen. Er trägt die Krone, er trägt das Zepter von Salvaterre, das ist das Grals-Königreich. Er hat lange geirrt, nun ist er am Ziele.

In dieser Nacht wurde Lohengrin in das Geheimnis des Grals durch den Eremiten eingeweiht. Es ist das Kristallgefäß, sagte der Einsiedler, das jene Speise enthält, von der der Heiland gesagt hat: wer sie isset, wird nimmermehr hungern! — Und ein Getränk, von dem der Heiland zur Samariterin sagte, die ihm zu trinken gab: wenn du wüßtest, wes Geistes Kind ich bin, du bätest

mich und ich gäbe dir lebendiges Wasser zu trinken, wer aber dieses Wasser trinkt, den dürstet forthin nicht mehr.

In dieser Nacht erhielt Lohengrin auch die Bestätigung, daß Parsival wirklich sein Vater gewesen war, und auch von dem Geheimnis des Fischers und dem des Lastträgers wurde von dem Eremiten der Schleier genommen. Der Fischer war Parsivals Vater Amfortas gewesen, und als er zu Lohengrin die Worte gesprochen hatte: „Du tötest den Schwachen, Parsival hat den Starken getötet!“ irrte, wie der Einsiedler sagte, Parsival noch, nach dem Grale suchend, umher. Und eben der Lastträger, schloß der Einsiedler, ist niemand anders als Parsival, dein Vater, gewesen.

Dich hat der sanfte Adel deiner Natur, erklärte weiter der Einsiedel seinem Gaste, vor allzu großem Wirrsal und allzu großen Schmerzen bewahrt. Du ranntest in deiner Jugend nicht mit dumpfer Wut, wie Parsival, gegen jeden dunklen Vorhang an, um dich alsbald hineinzuverwickeln. Deshalb

spiegelt dein Silberharnisch Himmel und Erde fleckenlos. Heftiges Wollen entspringt aus heftigen Leiden. Da du nicht gelitten hast, heftig wie Parsival, furchtbar wie Amfortas, dein Großvater, so hat auch dein Wille dich nicht zu immer wilderen Kämpfen und Leiden vorwärtsgerissen. Du bist hier und du hörst die Glocken des Gral, und wonach du nicht suchtest, was du nicht wolltest, ward dir entschleiert: das Geheimnis der Mutter, das Geheimnis des Vaters, Herzeleidens Geheimnis und des Amfortas und zuletzt das Geheimnis des Grals.

Lohengrin sagte, er fühle, wie er sich Salvaterre nähere. Der Einsiedel sagte: Du bist des rechten Weges gewiß. Der Ritter fuhr fort: Ich will eine Pilgerfahrt zu Herzeleidens und meines Vaters in Trümmer gesunkener Hütte antreten! Du kannst nicht irren, sagte der Einsiedel, weil du durch Mitleid zur Erkenntnis geführt worden bist.

Immer dem Klange nachgehend fand Lohengrin am anderen Tage einen Schutthaufen, der einst

Herzeleidens Hütte gewesen war. Er stellte hier Betrachtungen über die Hinfälligkeit alles Irdischen und über die Vergänglichkeit alles dessen an, was scheinbar unverwelklich geblüht hatte. Dann kniete er nieder am Rande der kleinen Wüstenei verkohlter Balken, um sich in die Schicksale seines Vaters zu vertiefen, alle Wandlungen, die er hatte durchmachen müssen, bevor er nun glorifiziert worden war. Als er aufstehen wollte, entdeckte er eine runde, verkohlte Münze, die in der Asche sichtbar ward. Sie trug auf der einen Seite die Inschrift: Sequere deum! und auf der anderen diese: Fata viam inveniunt! Das Erste will sagen: Folge Gott! und das Zweite: Schicksale weisen Dir den Weg.

Als Lohengrin seine Andacht verrichtet hatte, zog er weiter, immer umgeben von Glockenklang, und erreichte den See Herzeleidens, der sich einsam wie immer und trübselig wie ein Becken voll Tränen vor ihm ausdehnte. Es war der gleiche, wo sein Falke die Taube geschlagen hatte. Wiederum

war es Abend geworden. Während aber das Licht der Sonne im Untergehen sich purpurn spiegelte, kam ein märchenhaftes Gefährt lautlos über das Wasser herangeschwommen: ein Kahn ohne Ruder, beschlagen mit Silber und Edelstein, der von einem Schwan an goldenen Ketten gezogen wurde. Das Läuten aber nahm zu und ward so stark, daß sich der Wald ringsum wie von einem Sturme bog.

Nachdem der Schwan seinen kostbaren Nachen bis dicht ans Ufer, vor die Füße des silbernen Schwanenritters, gebracht hatte, stieg dieser in das herrliche Fahrzeug ein, das von dem stolzen Vogel wieder zurück ins tiefe Wasser gerudert wurde. Die Nacht begann, aber die Gegend ward durch das Feuer der Juwelen des Nachens erhellt, und es war köstlich und zauberisch zu sehen, wie sich der Glanz des Schwanes, der Glanz des Kahns und das Silber des ruhig und feierlich aufgerichteten, neuerwählten Gralsritters im Wasser spiegelte.

Die ganze himmlische Feerie schwebte langsam über den See und alsdann durch die Mündung eines Stromes, der sein Wasser mit dem des Sees vereinigte. Hier landete der Schwan, als es eine Weile flußaufwärts gegangen war, nach einer Reise, deren Dauer Lohengrin nicht bestimmen konnte: waren ihm tausend Jahre vorübergezogen wie ein Augenblick, oder hatte ein Augenblick den Inhalt von tausend Jahren erhalten?

Am Ufer erwartete eine Schar von Gralsrittern Lohengrin. Der alte Gornemant war ihr Anführer. Seltsamerweise: der neue Gralsritter kannte ihn.

Und Gornemant sagte: Mein Junge, wie bist du doch schön geworden. Alles dieses war wie ein Traum, der die Mauern durchleuchtet und die Blindheit aufhebt, die unser irdisches Dasein beengt. Niemals hatte Lohengrin seinen Großonkel Gornemant, niemals im Leben Gornemant mit Augen Lohengrin gesehen, und doch schienen sie sich von Ewigkeit her zu kennen.

Die Montsalvatsch, sagte Gornemant, ist nicht des allmächtigen Gottes Burg, und Salvaterre ist nicht der Himmel. Wir verwalten den Gral, wir bewohnen ein Zwischenreich, gleicherweise mit Himmel und Erde verbunden. Die Vögel sangen, Rehe und Leoparden lagen friedlich nebeneinander in Wiese und Wald, und Gornemant wies dies alles dem jungen Ritter. Dies alles bewirkt der Frieden des Grals und das heilige Zepter deines Vaters Parsival.

## 4. Kapitel

Als Volk und Regent in der Residenzstadt Lohengrins ein Jahr lang vergeblich auf die Rückkunft des jungen Königs gewartet hatten, hielten die Anverwandten des Herrscherhauses den ersten Familienrat.

Von dem Vertreter der nun erbberechtigten Nebenlinie wurde geltend gemacht, wie der Drang zum Abenteurerleben, der schon Gornemant in die Fremde getrieben habe, durch das Blut Ritter Parsivals noch verschärft worden und in Lohengrin, wider alles Erwarten, in einem Augenblick zum Durchbruch gekommen sei, wo man die größten Hoffnungen auf ihn gesetzt habe. Ebensowenig wie Gornemant und wie Parsival werde er jemals wiederkehren.

Immerhin wartete man noch drei Jahre, bevor man einen Regenten der neuen Linie auf Lebenszeit einsetzte. Den Titel König nahm er indessen aus Angst vor der Rache des wiederkehrenden Lohengrin noch nicht an. Wie leicht konnte er sonst für einen Usurpator gehalten und dem Scharfrichter überantwortet werden. Der Regent aber nannte sich Telramund

Telramund hatte bisher im Verborgenen gelebt und kannte Lohengrin nur von Hörensagen. Seine Familie, die schon die weibliche Erbfolge bei Gelegenheit der Thronbesteigung Blancheflours bekämpft hatte und unterlegen war, hatte bisher ihre Zeit auf ihren entlegenen Gütern mit Gift- und Galleschwitzen zugebracht, ohne daß ihr jemals einer ihrer gehässigen Anschläge auf die verwitwete Königin Blancheflour und Lohengrin ihren „geckenhaft eitlen Sohn“ anders als zum eigenen Schaden ausgeschlagen wäre. Telramund war von finstrem Gemüt und seine Regentschaft durch Taten der Hoffart und hämischen Grausamkeit ausgezeichnet.

Er nannte den verschollenen Parsival einen Narren und Abenteurer, Lohengrin einen weibischen Gecken, die tote Blancheflour ein weinerliches und verrücktes altes Weib und alle drei ein Kleeblatt, wo ein Blättchen des anderen würdig gewesen wäre. Das Königtum, sagte er, das man ihnen zugeschrieben habe, sei angemaßt. Telramund hatte den gelehrten Araber aus der Bibliothek gejagt, samt allen gelehrten Doktoren, die darin arbeiteten, weil er selber nicht lesen konnte und der Ansicht war, Bücher, die er nur alte Scharteken nannte, brächten die Menschen um ihren Verstand.

Als Telramund sich zum König machte, im sechsten Jahre, nachdem Lohengrin verschwunden war, ließ er auf dem Markte der Stadt einen riesigen Haufen Bücher zusammenschleppen und unter dem Jauchzen des Volkes in Brand stecken. Bei dieser Gelegenheit gingen auch die meisten Bücher, die das Geheimnis des Grals behandeln, leider in Flammen auf. Telramund entbehrte indessen nicht des Mutes und einer düsteren Ritter-

lichkeit. Nicht nur die Arme seiner Henker waren gefürchtet im Land, sondern beinahe noch mehr er selbst und sein eigener Arm. Im letzten Jahre, bevor er sich selbst die Krone aufsetzte, gab es keinen weit und breit, der ihm beim ritterlichen Turniere standhalten konnte, und in blutigen Zweikämpfen hatte er ohne Gnade einer Menge gefürchteter Gegner den sporenklirrenden Fuß auf den Nacken gesetzt. Telramund gab keinen Pardon, und jeder mußte unfehlbar sterben, den er besiegt hatte.

Vielleicht war Telramund deshalb so hochfahrend, weil er innerlich furchtsam war, und deshalb so leicht zu beleidigen, weil er kein gutes Gewissen hatte. Er sah jeden Menschen mit einem schielenden Blicke an, weil er Grund hatte, jedem zu mißtrauen. Da ihn niemand liebte, so gab er allen den offenkundigsten Haß zurück.

Else, die verwaiste Tochter des Herzogs von Limburg und Brabant, war eine reiche Erbin, auf die Telramund schon im ersten Jahre seines König-

tums mit dem Gedanken einer Ehe sein Auge richtete. Die schöne junge Dame war, ähnlich wie früher Blancheflour, beinahe noch Kind, zur Herrschaft gelangt. Sie zählte, als Telramund ihren Hof besuchte, kaum siebzehn Jahre. Sie selber und alle übrigen merkten es wohl, was der hagere, hochgewachsene, schwarzbärtige König für eine geheime Absicht hatte. Aber niemandem, und am allerwenigsten der jungen Herzogin Elsе, war er angenehm. Es kam hinzu, daß man allgemein die Rechtmäßigkeit seines Königtums bezweifelte.

Telramund merkte nicht oder wollte nicht merken, mit welchen Empfindungen man seine Ankunft und sein Bleiben am Brabanter Hofe betrachtete. Die Umgebung der jungen Herzogin beschränkte sich, ihm gegenüber, auf die allerunumgänglichste Höflichkeit. Allein der gefährliche Abenteurer wich und wankte nicht, selbst dann nicht, als es der letzte Stiefelputzer im herzoglichen Palaste merken mußte, daß er ein ungern gesehener, lästigfallender Fremder war.

Freilich, ganz offen gegen ihn mit der Sprache herauszurücken, wagte man nicht; denn man spürte recht wohl den Willen von Eisen in Telramund, man spürte den höchst gefährlichen Mann, dessen festen Entschluß nur der Tod zu brechen vermochte. Dies erkannte auch Else von Brabant, und wenn sie es nicht erkannt hätte, so würden es ihr die besorgten Worte und Mienen ihrer Räte be wiesen haben.

Die schöne Herzogin, die Sorgen und Leiden bis dahin ernstlich noch nicht kennen gelernt hatte, durchlebte nun Wochen und Monate, in denen ihr heiterer Jugendhimmel sich nach und nach zu einer gewitterschwangeren Nacht verfinstert hatte. Niemanden fürchtete sie und haßte sie so, wie den König Telramund, der sie in täglicher Gegenwart mit dem unentrinnbaren Blick einer Schlange fesselte. Er schien ihr ein Zauberer, schien ihr der Böse selber zu sein, der mit Gott weiß wem um ihre Seele gewürfelt habe und sie nun in die ewige Verdammnis abholen wolle.

Man riet ihr, äußerlich freundlich mit ihm zu sein. Aber sie zitterte und verriet ihre Furcht, so oft er sich ihr mit kriechender Miene annäherte. Immerhin sprach sie öfters mit ihm und mehr, weil sie erkannte, daß höchstens sie selbst die Kraft besaß, ihm seinen Entschluß zu verleiden.

Nach Monaten war aber jedes Mittel umsonst versucht, und Telramund war der gleiche geblieben.

Sie sagte, sie werde niemals heiraten. Er lächelte kriechend und glaubte ihr nicht. Sie bekannte offen, sie liebe ihn nicht. Das werde sich finden, sagte der König. Sie ward heftig und rief, sie hasse ihn. Wenn es Euch Freude macht, sagte er, haßt mich, ich fürchte den Haß junger Weiber nicht. Sie drohte, sie werde ins Kloster gehen. Er sagte: dann müßte ich eine Nonne heiraten. Die Arme bat ihn, sie flehte ihn an, von ihr abzulassen. Kurz, es blieb an diesem harten Felsen nichts unversucht und nichts vermochte ihn um Haaresbreite vom Fleck zu rücken.

Da er den Räten zu verstehen gab, er werde, wenn man ihm Else verweigere, Brabant und Limburg mit Krieg überziehn, so sah man kein Mittel, wie man sich seiner entledigen könnte. Schließlich aber mischten sich andere, benachbarte Herrscher ein und bedeuteten Telramund, daß sein Betragen mißfällig sei und, falls er nicht heimzöge, einen allgemeinen Aufstand zu Gunsten der jungen, bedrängten Herzogin herbeiführen könnte. Da aber zeigte sich die niedrige und verbrecherische Seele Telramunds; denn nun log er mit dreister Stirn, daß die schöne Herzogin ihm die Ehe versprochen habe.

Durch diese Gemeinheit war Telramund in den Augen der Wissenden zum Schurken gestempelt. Aber die Fernerstehenden konnten nicht wissen, wie seine Behauptung von Anfang bis Ende erlogen war. Die junge Herzogin konnte den Ritter durch falsche Reden an sich gezogen und seinen guten Glauben betrogen haben. Telramund wußte sehr wohl, wie sehr er durch seine Schurkerei den




Elsa und Telramund

Ruf der jungen Herzogin schädigte, von deren makelloser Tugend er durchdrungen war. Eine solche Handlungsweise kann nur von einem niederträchtigen Schurken ausgeübt werden.

Die junge Herzogin geriet denn auch in einen verzweiflungsvollen Zustand hinein, als ihr die letzte Ausflucht des Schurken bekannt wurde.

Die Entrüstung, besonders unter der jungen Ritterschaft, war allgemein. Aber der Sturm beschwichtigte sich, als der gefürchtete Telramund sich zu einem sogenannten Gottesgericht bereit erklärte. Dies war ein Zweikampf auf Leben und Tod, den er mit jedem einzugehen wünschte, der ihn öffentlich einer Lüge zu zeihen wagen würde.

Für dieses Gottesgericht ward alsbald ein Tag angesetzt. Alle die Großen des Landes, das Volk und die Könige in den Ländern ringsum, bestanden darauf, daß es stattfinde. Man wollte die junge Herzogin von dem auf ihr lastenden Verdachte gereinigt oder als Gattin ihres gerechten An=

klägers sehen. Wenn Telramund siegte und nicht anderen Sinnes geworden war, so hatte er zugleich das Recht auf die Hand Elses von Brabant erworben.

## 5. Kapitel

Salvaterre ist ein Zwischenreich. Es liegt gleichsam zwischen Himmel und Erde. Innerhalb seiner Grenzen ist es gelungen, zum Teil jenen Frieden zu verwirklichen, der sonst nur im Himmel zu Hause ist. Das beweisen die zahmen Raubtiere im Bereiche der Burg des Grals, die ihrer wilden Natur vergessend, friedlich neben den von Natur friedlichen Tieren wohnen, das beweisen die Ritter, die innerhalb des heiligen Bezirks niemals von ihren Waffen Gebrauch machen.

Aber Salvaterre ist keineswegs die Stätte der ewigen Seligkeit, wenn auch die Wogen des Erlösungsglückes aus den Himmeln hineinschlagen. Auch die Wogen der irdischen Not und des irdischen Jammers schlagen über die Grenzen hinein, das

beweist die Wunde, an der Amfortas der Gralkönig selber gelitten hatte, und die nicht heilen wollte, bevor Parsival seine irdische Schmerzenswallfahrt abgeschlossen hatte und bis Parsival im Gralkönigtum seines Vaters Amfortas' Nachfolger ward. Und die Ritter des Gral trugen zwar ihre Rüstung und ihre Waffen innerhalb des Gralsbezirkes nur als ein glanzvolles Symbol ihres Gottesstreitertums, aber sie waren gehalten, die Grenzen von Salvaterre gegen die bösen Mächte der Herrschgier der Welt zu verteidigen. Hier an den Grenzen blitzte fast ununterbrochen das Schwert, und man war auch darauf bedacht, Schritt um Schritt die Marke des heiligen Landes weiter und weiter in die Gebiete des bösen Feindes hinauszuschieben.

Neben dem Dienste des Grals und dem Dienste des Friedens gab es in Salvaterre auch einen Dienst des heiligen Kriegs. Er war nicht leicht, war unter strenge Regeln gebracht, und die Kämpfer, die körperlich nicht unsterblich waren, mußten

jederzeit, vom Gralskönig aufgefordert, wie Jesus Christus ihr Leben einsetzen. Neben der Glocke, die in der Riesenkuppel des Gralsdomes hing und die immer, so oft das Wunder des heiligen Speers und der Schüssel Josef von Arimathias sich erneuerte, von selbst zu dröhnen begann, gab es eine Glocke, die niemand sah und niemand jemals gesehen hatte, weil sie ihre Tonwogen aus dem Inneren der Erde emporsandte. Diese Stimme der Not erscholl nicht nur, wenn unter den Menschen teure Zeit, Hungersnot, Pest oder Krieg im Anzuge war, oder wenn alle diese Schrecken hunderttausende arme Opfer forderten, sondern die Seele eines gequälten Kindes, einer Waise, die ihren Peinigern gegenüber keine Hilfe besaß, genügte mitunter, um die Glocke im Innern der Erde gewaltig in Bewegung zu setzen.

Feierlich wiederholte sich Tag für Tag in der Gralsburg das Abendmahl, in dem der König mit den elf Herzögen vom Gral die Tafelrunde bildete. Gralskönig war jetzt Parsival, jener arme Lastträger,



Ein Gralsritter als Hüter der Gralsburg

der seinem, ihn damals nicht erkennenden, Sohn Lohengrin die Wunder des Grals eröffnet und den Jüngling jetzt in die Gralsgemeinschaft gezogen hatte. Der Sitz des Königs war nicht erhöht, aber der Platz zu seiner Rechten, der dreizehnte in der Runde frei gelassen. Auf diesem Platz stand ein aus purem Golde getriebener, mit Edelsteinen besetzter Stuhl, über dem eine goldene Taube an einer goldenen, mit Edelsteinen ebenfalls reich verzierten Kette hing. Dieser Platz war dem Heiland der Welt, bei seiner endlichen Wiederkunft, die man stündlich erwarten konnte, vorbehalten. Zur Rechten des leeren, göttlichen Stuhles, saß Amfortas, der Vater Parsivals, den dieser gesund gemacht hatte und im Königtum abgelöst. Zur Linken Parsivals wiederum saß Gornemant. Lohengrin hatte seinen Sitz von seinem Vater und König drei Plätze und vier Plätze von Amfortas entfernt angewiesen erhalten. Alle Glieder der Tafelrunde liebten und verehrten einander mit Herzlichkeit, aber der Jüngste unter ihnen, der Schwanen-

ritter, war zu ihrer aller Liebling erhoben worden.

Wie immer, setzten sich eines Abends die Herren zum Mahl, nachdem sie feierlich aller derer gedacht hatten, denen sie zur Zeit ihres groben, irdischen Wandels wehe getan hatten und die, ohne das Zwischenreich zu berühren, ins Jenseits erlöst worden waren: so Herzeleide, so Blancheflour. Zu diesen Mahlzeiten wurde keineswegs der blutende Speer oder der Gral ins Zimmer getragen; denn durch diese Symbole und ihre Wunderkraft wurde nur die Seele geheiligt und mit heiliger Speise genährt. Wenn die Runde tafelte, war jedesmal die Messe des heiligen Grals im Dom vorangegangen. Die Nahrung der Männer aber bestand aus Milch, Brot und Früchten, wie sie die Herde, das Feld und der Garten gab. Es fehlte der Wein. Man trank neben der Milch nur klares Quellwasser. Man hatte gegessen und getrunken und sich von der unendlichen Güte des Weltheilands unterhalten. Da plötzlich schien die Grundfeste

der Burg Montsalvatsch wie durch unterirdischen Donner erschüttert, und das ganze Gebäude fing dermaßen zu beben an, daß man seinen Einsturz fürchtete. Parsival aber erhob sich nicht, wie die erbleichende Tafelrunde erwartet hatte, sondern legte nur seine gefalteten Hände und seine Stirn im Gebet auf den Tisch, was ihm die anderen schweigend nachmachten.

Von da ab dauerte das Erdbeben die ganze Nacht und am Morgen noch einige Stunden lang, so daß ganz Salvaterre davon erschüttert wurde. Gegen Mittag aber des folgenden Tages ließ König Parsival die gesamte Ritterschaft des Grals gegen alle Gewohnheit zusammenrufen und gab Befehl, die große Gralsmesse im Dome zu celebrieren.

Unter der gewaltigen, inneren Musik der Domkuppel beim Brausen der Gralsglocke und beim Rollen und Donner der unterirdischen Glocke der fordernden Gerechtigkeit, ward die kristallene Schüssel des Grals und der blutende Speer in

Prozession zum Altar getragen. Diese Reliquien waren bei der Kreuzigung Jesu Christi gebraucht und durch Josef von Arimathia mit in den Norden von Europa gebracht worden. Als die Zeremonie vorüber war und der Gralskönig durch Berührung der Gegenstände sich neu geheiligt hatte, winkte er von den Stufen des Altars mit der Hand und begann mit lauter Stimme zu reden:

Gott hat mir eröffnet, sagte Parsival, daß ich meinen lieben Sohn, Lohengrin, aus den Grenzen von Salvaterre in die Welt senden muß, damit er dem Schwachen gegen den Starken beistehe und ein irdisches Schicksal auf sich nehme, bevor er aufs neue mit uns an der Tafelrunde von Montsalvatsch der Zukunft des Heilandes wartet. Kaum aber daß Parsival das gesagt hatte und auf die Frage an Lohengrin, ob er bereit sei, zu gehen, „Ja, wie, wann und wohin du willst!" zur Antwort erhalten hatte, ward es still und zugleich mit der Gralsglocke war der Lärm des unterirdischen Donners verstummt, so daß in den Schauern einer

plötzlich vorhandenen Grabesruhe nur die laute Klage Aller, um Lohengrins nahes Scheiden, gehört wurde.

Es war aber Else von Brabants bescheidenes, in der Stille verrichtetes Gebet gewesen, das Salvaterre so gewaltig erschüttert hatte. Sie hatte den Himmel angefleht, er möge den schicken und müsse es ein Engel des Himmels sein, der Telramunds Lügen und seine freche Gier öffentlich im Gottesgericht entkräfte.

## 6. Kapitel

Zu Antwerpen, der Residenzstadt Elses von Brabant, war der Tag des Gottesgerichtes herbeigekommen, der über das Geschick der schönen und jungen Herzogin von Brabant und Limburg entscheiden sollte. Der große Turnierplatz am Ufer der Schelde war für einen ganz besonders großen Zulauf von Menschen hergerichtet worden. Aber die neuen Tribünen selbst genügten nicht, und meilenweit bedeckte das Volk die Ebene. Die Schelde war von dichtbesetzten Schiffen schwarz, als die Stunde kam, wo Telramund seine Anklage wider die Landesfürstin mit dem Schwerte beweisen sollte.

Herzogin Else hatte die ganze Nacht im Gebet zu Gott gefleht, daß sich ein Ritter und Retter

finden möge, der Telramund und seine Verleumdung zugleich in den Staub zu werfen willig und fähig sei. Und bei dem Gedanken, ein solcher Ritter und Retter werde auftreten, schwoll ihr Herz bereits gegen diesen vor Dankbarkeit. Bevor er erschien, war er für sie mit allem Glanze der Jugend und Schönheit umgeben, und ihre sehnsuchtsvolle Erwartung verbreitete die Glorie eines Cherubs um ihn.

Ist es richtig, daß Gottes Hilfe am nächsten ist, wenn die Not ihren höchsten Gipfel erreicht, so mußte im Falle Elses Gottes Hilfe wohl nahe sein. Hatten sich doch bis jetzt Kämpfer, die auf Tod und Leben mit Telramund in die Schranken zu reiten willens waren, nicht angemeldet. Dieser furchtbare Mensch hatte schon einige der Großen des Landes, die ihn, der Wahrheit gemäß, ins Gesicht einen niederträchtigen Schurken genannt hatten, lange vor dem Tage des Gottesgerichts in den Staub gelegt und dem ewigen Schweigen überantwortet.

Der Augenblick kam, wo der Sitte nach Herzogin Else mit ihrem großen Gefolge unter einem Baldachin Platz nehmen mußte, um dem Kampfe persönlich beizuwohnen. Sie war sehr blaß, sie hatte ihr Antlitz mit Schleiern verhüllt, weil sie vor der Menge des Volkes ihr Unglück und ihre Tränen nicht preisgeben wollte. Aber der Herzog von Cleve zwang sie, die Schleier abzutun und ihr Antlitz der unübersehbaren Menge preiszugeben. Sie habe keinen Grund, sagte er, furchtsam zu sein, wenn sie ein reines Gewissen habe. Und wenn ihr Gewissen belastet sei, so müsse sie erst recht durch zur Schau getragenen Stolz den Schein des Rechts zu wahren wissen.

Alle Welt liebte und verehrte die junge Herzogin. Sie war gewöhnt, überall, wo sie sich öffentlich zeigte, vom Jubel des Volkes umwogt zu sein. Als sie indessen jetzt auf dem Turnierplatz erschienen war, hatte sie nicht das leiseste Zeichen der Freude oder des Beifalls aus der dumpferbrausenden Menge wahrgenommen. Nun man

ihr liebliches, märchenschönes Antlitz wieder erblicken konnte, kam Bewegung in die Menge der Zuschauer. Aber es ist eine sonderbare Tatsache, daß eine große Menschenmasse, die auf ein blutiges Schauspiel wartet, zwar bereit ist, den Sieger auf Händen im Triumph davonzutragen, aber fast noch gieriger darauf brennt, den Besiegten eigenhändig zu steinigen: Wobei die Schönheit des Opfers, sein bisheriges beneidetes Glück die grausame Wollust der Vernichtungsraserei nur noch steigert.

Der Herzog von Cleve sagte zu seiner Nichte Else von Brabant: Wenn Telramund siegt, wirst du vor niemand, Weib oder Mann, Kind oder Greis, Fürst oder Lastträger in dieser ganzen ungeheuren Menschenmenge Gnade finden. — Ich weiß es, sagte die Herzogin. — Dann, fuhr er fort, fehlt nur noch, daß Telramund vor aller Welt sein Visier öffnet und mit weithin schallender Stimme öffentlich auf eine Hand, wie die deine, verzichtet. Dann werde Nonne und laß dich einmauern.

Es war nicht anders, als wenn sich ein Sturm auf dem Meere erhöbe, so schwoll das Gebrause der Menschenmenge, als Telramund in die Schranken ritt. Die lange, zähe Reckengestalt, saß auf einem breiten, schwarzen, brabantischen Roß und war von oben bis unten schwarz gepanzert. Er schien der Tod, der furchtbare Unüberwindliche selber zu sein, und jedermann bedauerte den, der sich mit ihm in den ungleichen Kampf einlassen würde. Wie ein schwarzer Berg standen Reiter und Roß aufgepflanzt, der schwere Gaul, wie ein Leichenwagen, mit schwarzem Tuch verhangen. Oder wie ein mächtiger Katafalk, ein Sarg, den der grausige Tod nur als Pferd benutzte. Unter alledem steckte Telramund, der sich freute, als er bemerkte, welches Grausen, hier, am lichten Frühlingsmorgen von ihm ausgehend, sich unter der blutbegierigen Menge verbreitete.

Jetzt wurde durch vier Herolde an vier Enden der Bahn und nach vier Himmelsrichtungen die Klage Telramunds, der Gegenstand des Gottes-

gerichtes, ausgeschrieen. – Es wurde gesagt und dreimal nacheinander gesagt, wie derjenige Kämpe jetzt zu erscheinen und in die Schranke zu reiten habe, der Telramund einer Lüge zeihe. Die halbe Stunde nach dem ersten Ausruf jedoch verstrich, ohne daß sich zu dem schwarzen vermummten Berg in der Stechbahn ein anderer, ähnlicher Berg gesellt hätte. Als nach dem zweiten Ausruf wiederum eine Zeit vergeblichen Wartens verstrichen war, schien es Elsen, der Herzogin, als wenn ihr ein Henker die Halsschlinge mehr und mehr zuzöge. Wie jemand, der zu sterben glaubt, verhüllte sie sich.

Da sagte der Herzog von Cleve zu ihr: Wenn nun der dritte Ausruf ebenso lange vorüber ist, so mußt du dich auf eine höchst sonderbare, allgemeine Ehrenbezeugung gefaßt machen. Du wirst einen Hagel oder einen Regen erleben, der von der sonstigen Art des Hagels oder Regens einigermaßen unterschieden ist. Aber denke nur nicht an Manna-Regen. Auch an die Wachteln bei dem Auszug der Kinder Israel in der Wüste denke

nicht. Auch kommt dieser Hagel und Regen nicht senkrecht vom Himmel, sondern wagerecht, oder schräg von der Erde heraufgeflogen. Kurz, ich fürchte, wir werden hernach einen Handel mit faulem Obst und Käse, Brocken von Brot und fettiger Wurst und dergleichen eröffnen können.

Und zum dritten Male riefen die Herolde nach lautem Trompetengeschmetter den Ruf zum Kampf in alle vier Winde hinaus.

Bis diesen Augenblick hatte die Aufmerksamkeit der Menge sich nur zwischen der Herzogin und dem regungslosen Sargreiter auf der Turnierbahn geteilt. Jetzt kam ein Geräusch von der Schelde her, das alle Augen und Ohren dorthin lenkte. Und dieses Geräusch schwoll nach und nach zu einem jubelbrausenden Sturme auf. Noch wußte man nicht, worum es sich handelte. Aber man sah, wie die von Menschen schwarzen Schiffsverdecke im Strom in Bewegung geraten waren und jedermann mit Hüten, Tüchern, Schleiern und Händen wie wahnwitzig in den Strom hinabwinkte. Da brach

beinahe auf den Tribünen der Stechbahn eine Panik aus und binnen kurzem waren aus der wimmelnden Menschenmenge nur noch wenige auf dem gähnenden Holzgerippe der Bänke des Amphitheaters zurückgeblieben. Wolken von Menschen, wie vom Winde gegen den Strom getrieben, wälzten sich draußen über die Ebene, so daß die schwarze Vermummung in der Arena, ja der ganze Turnierplatz, bald wie nach vollendetem Schauspiel vereinsamt schien.

Da sagte der Herzog von Cleve zu Else: Was ist denn los? Die Leute sind wahnwitzig. Aber ein Bote kam gelaufen, der, als ob er einen unerschöpflichen Atem und einen unerschöpflichen Vorrat ein und desselben Wortes loswerden wollte, in einemfort: Mirakel! Mirakel! Mirakel! rief.

Und wirklich, was auf der Schelde zu sehen war, konnte nicht wohl anders bezeichnet werden. Auf einer breiten und flachen Fähre, die ein Schwan vom Meere aus gegen den Strom aufwärts zog, kam ein in Silber gepanzerter Ritter

zu Pferde herangeschwommen. In seinem Helm, der von edelster Arbeit war und einen Schwan darstellte, blitzte das Frühlingslicht. Es funkelte von den silbernen Schuppen des Panzers, der die hohe Reckengestalt umkleidete, eine Gestalt, deren ruhiger Adel auf alle Männer und Frauen einen hinreißenden Eindruck machte.

Unter dem Jubel des Volkes zog der Schwan die Barke ans Land, und nachdem das milchweiße Roß sie, unter der Last des silberklirrenden Ritters, mit leichtem Sprunge verlassen hatte, kam es, mit rosigen Hufen prüfend, durchs seichte Wasser geschritten, bis es auf blumigem Anger stand. Da war für den Ritter ein schweres Durchkommen, denn Wogen von schreienden, winkenden, Heil und Willkommen rufenden Menschen umbrandeten ihn. Lohengrin, nach dem Gebote des Grals, kam mit offenem Visier, und so machte sein mildes von der Sonne gebräuntes Antlitz, mit dem weißlich-blonden Spitzbart und den blonden, buschigen Augenbrauen über meerblauen Augen,

daß ihm die Herzen aller zuflogen. Da war nicht einer, dem er nicht schon jetzt als ein vom Himmel gesendeter Retter der Frauenehre Elses und als der Sieger im Gottesgericht erschien. Und nun staute sich also die Sintflutwoge des Volks und kam brausend gegen den Turnierplatz zurückgeflutet. Man erkannte, wie doch eigentlich die durch Telramunds Behauptung so bitter verunglimpfte Herzogin aller Liebling war. Man erkannte es an der Wucht und Gewalt, womit der eisige Bann über den Seelen der Menge zersprengt und von der Liebe des Volkes in hohen Wogen durchbrochen wurde.

Setze dich, sagte der Herzog von Cleve zu Else, die heftig mit dem Schleier winkend, ihrer vor Freude und Hoffnung nicht mehr mächtig, aufgesprungen war. Aber sie sagte: Verschont mich mit Euren guten Lehren, Herr Herzog. Ich lege auf eine Vormundschaft wenig Wert, die nicht fähig ist, die beleidigte Ehre ihres Mündels nötigenfalls mit dem Schwert zu verteidigen.



Das Erscheinen des Schwanenritters

Telramund war unter seiner Vermummung inzwischen nicht aus dem Staunen herausgekommen. Nachdem er zuerst recht wohl bemerkt hatte, daß die Menge von seiner drohenden Majestät eingeschüchtert worden war und seine Partei ergriffen hatte, machte ihn jetzt ihr offenkundiger, unvermittelter Abfall, fassungslos und er knirschte das Wort „feige Kanaillen!" durch die Zähne. Er gehörte zu jenen tapferen Leuten, die ihre Pläne mit einiger Ruhe nüchtern durchrechnen und die es nicht begreifen können, wenn eine höhere Fügung ihren vermeintlich sicheren und gerechten Gewinn zunichte macht.

Volksgunst trägt, Volkshaß erschlägt. Wie im Triumph ward der silberne Kämpe, gleichsam in einem Meer der Begeisterung, herangetragen. Schon haben mich diese wankelmütigen Massen verraten, knirscht Telramund, und um eines beliebigen Herrchens willen dem Tod überantwortet. Aber ich denke, so schloß er die Überlegung, die Entscheidung liegt nicht in hunderttausend Bier-

und Schnapsgurgeln, sondern in meiner eigenen Hand.

Er blickte auf und traf auf die Glanzgestalt Lohengrins ihm gegenüber. Da mußte er sich gestehen, daß in dem lächelnd grüßenden Gegner Kraft und Sanftmut auf eine wunderbare Weise vereinigt war. Und wenn er an Else dachte und sich selber mit seinem Rivalen verglich, so krümmte sich seine getretene Eitelkeit und es gab für seinen Stolz keinen Balsam. Vergeblich aber suchte er in den treuherzig blickenden, offenen Augen des Gegners nach einem Zucken von jenem Gift, das ihn selbst bis zum Rand mit Mordwut anfüllte. Es befremdete und beunruhigte ihn, daß der Schwanenritter von dem blutigen Sinn des Spiels scheinbar gar keine Ahnung hatte: denn wie hätte er sonst wohl, mit tiefer Neigung des Helmes, einem weißgekleideten, kleinen Mädchen, an der Brüstung der Tribüne, lachend eine rote Pomeranze vom Pferd herunter gereicht. Dies konnte ein Ausdruck der Geringschätzung für den schwarzen Koloß

und also eine Herausforderung des Gegners sein, aber dazu war in dem harmlosen Vorgang zu viel ungesuchte Anmut und Selbstverständlichkeit. Er machte die Menge von Beifall auftoben. Erstaunt sah der silberne Ritter sich um und brachte augenscheinlich die ungeheuere Huldigung nicht mit sich, seiner Pomeranze, noch dem kleinen weißgekleideten Kinde in Zusammenhang. Immerhin war es eine frevelhafte Gleichgültigkeit und unverschämte Furchtlosigkeit, dachte Telramund, einem Feinde, wie er selbst, gegenüber, und so zitterte er vor Begier und Kampfeswut dem Trompetengeschmetter des Herolds entgegen, das den blutigen Strauß eröffnen sollte.

Endlich standen die Kämpfer einander turniergerecht gegenüber. Und nun erkannte Telramund an der Inschrift des Schildes, den sein Gegner trug, daß er ihn schon einmal im tiefen Walde aufgesucht, ihn bekämpft hatte und ihm unterlegen war.

Die Inschrift lautete:

Dem Starken ein Trutz,
Dem Schwachen ein Schutz.

Er war also kein anderer, als Ritter Hilfreich, in dessen Vermummung er den verschollenen Lohengrin vermutete. Da fühlte Telramund, wie die Hand des nahen Todes eiskalt über seinen Rücken glitt, und daß er den einzigen ihm wahrhaft furchtbaren Gegner gefunden hatte.

Nun aber stellte sich zum Befremden der Menge ein Herold und erklärte im Auftrag des Schwanenritters, daß dieser ein geharnischter Bote des Friedens sei und Telramund im Namen Gottes ersuchen lasse, sich selbst durch Reue und Geständnis der Schuld zu ehren. Dieser Entschluß, so hieß es, werde Blutvergießen verhindern und ihm vor aller Welt zur Ehre gerechnet werden.

Kaum hatte der Herold dies gesprochen, als sich die Menge, wetterwendisch, von Lohengrin abwandte, weil sie fürchtete, sie solle um ein blutiges Schauspiel gebracht werden. Man gab sich den Anschein, als glaube man in dem Schwanenritter

nichts anderes, als einen feigen, geckenhaften Schauspieler vor sich zu haben. Man schrie: Feigheit! Feigheit! Schlag ihn nieder! Renn ihn über den Haufen, Telramund! Rufe, die diesem eine Wut und Verwegenheit der Verzweifelung einflößten. Er ließ durch seinen Herold erklären: Er lehne den knabenhaften Vorschlag des Ritters von der Flaumfeder mit Entrüstung und Verachtung ab. Eine Erklärung, die ihm Stürme des Beifalls einbrachte.

In Schauern der neuerwachten Hoffnung und dann wieder der Spannung wegen des endlichen Ausgangs, war inzwischen Herzogin Else gleichsam mehrere Tode gestorben. Auch sie war ein wenig enttäuscht, als es so aussah, als wenn ihr Ritter den unvermeidlichen Kampf umgehen wollte. Kaum aber verhallte in der Luft, aus dem Munde des Herolds, Telramunds beißend bittere neue Herausforderung, als der silberne Ritter, zugleich mit dem schwarzen, ruhig den gehörigen Abstand nahm, das Visier verschloß und blitzschnell, wie ein

Knäuel von Licht und Glanz, gegen die schwarze Vermummung anprallte.

Das ganze Ereignis war so schnell gekommen und vorübergegangen, daß die meisten der Zuschauer glaubten, der Kampf habe noch nicht angefangen, obgleich er bereits entschieden war. Denn Telramund hatte einen ebenso jämmerlichen, als furchtbaren Fall getan und zappelte hilflos auf der Erde. Es gelang ihm dann noch mit Mühe, halbknieend, das Schwert zu ziehen, als sich der silberne Ritter vom Pferde geschwungen hatte und mit großen Schritten auf ihn zustürmte. Und nun zeigte sich, wie auch in diesem Ritter Hilfreich, der den sanften Schwan zur Helmzier gewählt hatte, der dumpfe und blinde Jähzorn seines Vaters Parsival auflodern konnte. Der Gralsritter riß dem Verleumder den Helm vom Haupt, das Schwert aus der Faust und schlug ihn mit der gepanzerten Rechten nieder, mit furchtbarem Laut, wie wenn man ein Tier mit der Axt erschlägt. Die Weiber kreischten und wurden ohnmächtig. Die silberne

Rüstung des Schwanenritters war, wie bei einer häßlichen Schlächterei, von Blut gefärbt, das seinem Opfer stoßweis aus Mund und Nase stürzte.

## 7. Kapitel

Nachdem das Gottesgericht entschieden war, wurde der Ritter im Triumph in den herzoglichen Palast geleitet, wo ihm eine Flucht von Zimmern zur Wohnung angewiesen ward. Eine Anzahl von Dienern warteten ihm auf, er wurde des Panzers entledigt und dann vor allen Dingen ins Bad geführt. Einige Stunden brachte der Sieger damit zu, in heißen Dämpfen oder heißer, trockener Luft zu liegen, in kühlen Wasser-Bassins herumzuschwimmen, kalte Brausen über sich ergehen zu lassen und ähnliches mehr. Man knetete ihn, man trocknete ihn. In reinliches Linnen gewickelt legte man ihn auf ein weiches Lager, damit er vom Mord und von den Strapazen des Kampfes ausruhe.

Erst am folgenden Tage ward er der jungen Herzogin vorgestellt.

Der Herzog von Cleve und andere Große hatten sich bereits vergeblich nach Namen und Herkunft des Schwanenritters erkundigen lassen. Als Lohengrin eine ähnliche Frage in den schönen Augen Herzogin Elsens zu erkennen glaubte, sagte er nach einer tiefen Verbeugung dieses zu ihr:

Ich gehöre einem geheimen, ritterlichen Orden an, dessen Aufgabe es ist, zum mindesten die schwersten Ungerechtigkeiten in der Welt nach Möglichkeit zu verhüten. Gern würde ich euch meinen Namen sagen, aber da der Großmeister unseres Ordens es verbietet, darf ich es nicht.

Darauf antwortete ihm die lieblich errötende junge Herzogin: Herr Ritter, Ihr habt so Großes für mich getan, daß es wohl mehr als undankbar wäre, wenn ich mich mit Eurer Erklärung nicht begnügen wollte... Der Herzog von Cleve aber warf ein: Aber meine liebe, durchlauchtigste Nichte, so ein-

fach sind diese unerledigten Fragen nicht aus der Welt zu schaffen... der Ritter muß...

Aber da blitzten Elses Augen und sie sagte in einem ganz neuen Ton, ebenso kurz als unwidersprechlich: Mit Verlaub, Herr Oheim, nichts mehr davon!

Hierauf bat sie den Ritter um seinen Arm, um mit ihm in den großen Bankettsaal zu schreiten, wo alles für eine große Tafelei, zu Ehren des Retters, hergerichtet war.

Lohengrin saß bei Tische neben ihr, und unter dem Lärm der Tischmusik wurde im Laufe des Festes immer wieder aufs neue seine und der schönen von ihm erretteten, jungen Herzogin Gesundheit ausgebracht.

Warum eßt Ihr so wenig und überhaupt weder Fleisch noch Fisch und trinkt keinen Wein, Herr Ritter? fragte die Herzogin Lohengrin. Ich habe ein ziemlich strenges, vierzehntägiges Fasten einzuhalten, sagte der Ritter, bevor ich von dem Blut der Gewalttat gereinigt bin. Aus diesen und an-

deren Gründen, fuhr er fort, muß ich Euch nach der Tafel um Urlaub bitten. —

Müßt Ihr uns schon verlassen? Das würde mir ganz unendlich wehe tun, sagte da ganz unwillkürlich die junge Herzogin.

Und Lohengrin mußte ihr versprechen, er werde nach vierzehn Tagen wiederkehren und keinesfalls in die Verborgenheit seines geheimnisvollen Ritterordens zurücktreten, ehe er nochmals seinen Abschied von ihr genommen habe.

Dann ritt er fort und zwar zu dem Einsiedler.

Was führt deine Heiligkeit in die niedere Hütte deines Knechtes? sagte der Eremit zu Lohengrin. Ich bin ein elender Erdenwurm, und du bist der Glorie des heiligen Grals teilhaftig geworden.— Ich möchte in deiner Zelle mit Gott dem Herrn im Gebete ringen, sagte Lohengrin. Das wird dem engen Heiligtum meines Herzens, sagte der Einsiedler, zum ewigen Ruhm gedeihen, und er beeilte sich, die kleine kahle Gebetszelle für den Aufenthalt des gefeierten Gralsritters herzurichten. Ich

habe, fuhr der alte Klausner, indem er das Laub von den Bänken kehrte, zu reden fort, wie du siehst mein Heiligtum mit Cypressen umgeben. Es sind ihrer vier, die erste habe ich Herzeleide, die zweite Amfortas, die dritte habe ich Parsival, die vierte nach dir genannt. Sie sollen das Andenken derer wachhalten, die nacheinander zur Zeit ihrer irdischen Wallfahrt bei mir anklopften.

Zwei Tage und Nächte blieb der Gralsritter verschlossen in seiner Zelle mit Gott allein, um vor ihm seine durch allerlei Umstände in Zweifel verwickelte Seele auszuschütten. Er habe, sagte er, allezeit den Schwachen gegen den Starken gedient, sei aber schließlich wider alles Verdienst in die Gemeinschaft des Grales erhoben worden. Nun habe der König des Grals ihn wiederum in die Welt gesandt und er sei im Dienste des Grales zum Vollstrecker eines Todesurteils, zum Mörder geworden. Diese Tat, sagte er, habe seine bis dahin freie und beflügelte Seele schwer wie Blei gemacht. Sie sei von Schuld und Sünde belastet. Trotzdem aber

sei es ihm nicht so dringlich und eilig, wie er geglaubt habe, in das Bereich der Segnung und Sühnung des heiligen Grals zurückzugelangen. Er klage sich an, denn er sei in einem gewissen Sinne dem unverbrüchlichen Gralsgelübde untreu geworden. Die einige Liebe zum Gral und nur zum Gral sei nicht mehr oder wenigstens sei ein Teil davon abgespalten. Wenn er jetzt den Weg zum Grale zurückgehen solle, würde er, so bekannte er Gott, wie sein Vater Parsival in die Irre gehen. Gewiß, er könne durch ein bestimmtes Zeichen den heiligen Schwan und die Fähre herbeirufen. Käme jedoch der Schwan, und er, Lohengrin, zöge mit ihm im Boot dahin, so käme ihm das nicht anders vor, als ob man ihn als Gefangenen fortschleppe. Kurz, er besäße sein Herz nicht mehr, das er durch einen unbegreiflichen Zauber an die schöne Herzogin Else von Brabant verloren habe.

Ich habe sie gerettet, sagte er, und in wessen Hut soll ich die Wehrlose nun zurücklassen. Ich fühle, sie und keine andere ist der Schwan, dessen

Zeichen ich von jeher ahnungsvoll als Helmzier geführt habe.

Und Lohengrin weinte bitterlich.

Als nach einiger Zeit der Gralsritter vor die Zelle trat und von ungefähr den Baum berührte, den der Einsiedelmann zum Andenken Herzeleidens gepflanzt hatte, da war es, als seufze der Baum:

Denk, daß die Welt
verspricht, nicht hält.
Brich ab dein Zelt!
Vergiß die Welt,
du Gottesheld.

Aber als der Ritter gedankenvoll die Zweige des anderen Cypressenbaumes anfaßte, den der Eremit zu Ehren des Amfortas gepflanzt hatte, da tönte der Baum:

Du Helde jung!
Erdenweh schafft Läuterung.

Zugleich aber war irgendein kleiner Gegenstand auf die Erde gefallen. Der Gralsritter beugte sich und erkannte die alte Münze, die er in der Asche

von Herzeleidens Hütte gefunden hatte und seitdem als Talisman mit sich trug. Sequere deum! und Fata viam inveniunt: diese beziehungsreichen Inschriften wurden ihm in einem so wichtigen Augenblick zu Gemüte geführt und zwar dadurch, daß sich die Münze, seit er sie trug, zum ersten Mal von ihrem goldenen Kettlein gelöst hatte. Nun trat er zum dritten, dem Andenken Parsivals geweihten Baum, den der Wind eben stark bewegte, und sobald er ihn anfaßte, kam Gornemant gelassen und ernst durch den Wald geritten. Was diese beiden Diener des Grals dann miteinander gesprochen haben, gehört in die geheimen Schriften von Montsalvatsch und Salvaterre hinein. Nur so viel ist wichtig: Gornemant brachte die Einwilligung zur Vermählung Lohengrins vom Gralskönig. Nur eine Bedingung ward gestellt, die dahin lautete, daß die künftige Gattin das Versprechen ablegen müsse, Lohengrin niemals nach seinem Vater und nach seiner Herkunft zu fragen.

Eine Stunde später kam Else von Brabant auf

weißem Zelter mit vielen Herren und Damen nach der Einsiedelei geritten. Die Damen stiegen von den Pferden und bildeten einen Reigen um Lohengrin und er wurde mit Blumenketten umwunden. Bei der Rückkehr ins Schloß hatten sich Else und ihr Ritter auf ihren Pferden gemeinsam etwas vom Weg verirrt und von der Gesellschaft abgesondert. Der Wald wurde dichter, sie mußten absteigen, aber Gott sei Dank schien der Mond, und es näherte sich eine laue Nacht.

Da war es kein Wunder, wenn beide sich ihre heiße Liebe bekannten. Aber eingedenk der Befehle des Gralkönigs mußte Lohengrin seiner jungen Braut alsogleich die eine und einzige Bedingung ihres Glückes mitteilen. Da sah sie ihn voller unendlicher Liebe und voll des tiefsten Vertrauens an und war bereit, auf jede Bedingung einzugehen. „Du verlierst mich sofort auf immer, wenn du jemals nach meinem Vater und meiner Herkunft fragst." Sie küßte ihn und schwor tausendmal unter Küssen, daß sie das nie und nimmermehr tun werde. Und

darauf gab sie hernach noch ihrem Geliebten in feierlich fester Weise die Hand.

Mit diesem Augenblick war Lohengrin gleichsam in die Welt hineingestorben. Er hatte das dunkle Gefühl, früher ein Leben gelebt zu haben, aber wie und was es für eines gewesen, war ihm entschwunden. Sein zweckloses Nachgrübeln erregte ihm keinerlei Bitterkeit. Er dachte nur höchst belustigt, er müsse da einen ganzen Schober von Dingen und Ereignissen im Gedächtnis eingebüßt haben. Wirklich wußte er von nun an nichts mehr von seiner Mutter Blancheflour, noch von dem Araber, noch von dem Fischer, noch von dem Lastträger, noch von Parsival, noch von dem See und dem Aschenhaufen Herzeleidens und weder etwas von Amfortas, von Gornemant, noch überhaupt vom heiligen Grale, ja, er hatte den eigenen Namen vergessen.

Am nächsten Morgen zeigte Herzogin Else ihren Retter und Bräutigam dem versammelten, jubelnden Volke vom Balkon ihres Palastes aus.

## 8. Kapitel

Ritter Hilfreich, wie Lohengrin von Else genannt wurde, und Else, Herzogin von Brabant, waren mit großem Pomp im Dome zu Antwerpen getraut worden. Die Festlichkeiten des sogenannten Beilagers dauerten vierzehn Tage lang. Während dieser Zeit floß aus den Brunnenröhren der Stadt roter und weißer Wein und ganze unzerstückelte Ochsen wurden auf den öffentlichen Plätzen über gewaltigen, brennenden Scheiterhaufen zur Bewirtung der Menge gebraten. Aber für Lohengrin und seine Gattin fing die selige Zeit erst eigentlich nach dem Ende der Festlichkeiten an, da sie einander nun erst ungestört besitzen konnten. Sie galten damals von Anfang an und auf viele Jahre hinaus für das schönste und zugleich für das glück-

lichste Ehepaar. Brabant und Limburg waren nie von einem so milden und weisen Regenten wie Lohengrin regiert worden. Laut Übereinkunft fielen die Länder Telramunds ebenfalls Elsen zur Sühne anheim.

Diese Vereinbarung war vor Beginn des gerichtlichen Zweikampfs für den Fall getroffen worden, daß Gottes Stimme gegen Telramund entschied. Lohengrin hätte nun eigentlich in dem Königreich Blancheflours sein verlassenes Erbe wieder erkennen sollen, aber es war ihm in keinem Augenblick anzumerken, daß irgendwelche Erinnerung den Bann des Vergessens durchleuchtete, der über sein Inneres verhängt worden war.

Aber Lohengrin erfuhr von der üblen Mißwirtschaft, die Telramund getrieben hatte, und brachte den betroffenen Ländern durch milde Gesetze und Hebung von Handel und Wandel den alten Wohlstand und Blancheflours glückliche Zeiten zurück.

Nach Jahresfrist schenkte Herzogin Else ihrem Gatten den ersten Sohn und wieder nach Jahres-

frist eine Tochter und schließlich wurde durch ein drittes Kind, einen Sohn, das Kleeblatt vollzählig. Die Freude im ganzen Lande war groß, aber das Elternglück des Ehepaars ohne Grenzen.

Obgleich nun Lohengrin sein früheres Leben ganz vergessen hatte, so war er doch in seinem Wesen der Gleiche geblieben und verfiel unvermerkt in eben dieselbe Lebensart, die er in einer langen und glücklichen Prinzenjugend geführt hatte. Er baute Schlösser, wo ein besonders schöner Platz ihn entzückt hatte. Er ritt mit Elsen zur Falkenjagd. Er liebte ritterliche Tänze und Ballspiele, für die er in den herzoglichen Gärten schöne, weite kurzgeschorene Wiesen anlegen ließ. Er liebte Gesang und Lautenspiel, und man hörte die Weisen des Minnesangs, so oft der glückliche Fürst, Mann und Vater mit den Seinen zu Tische saß. Ja, er hielt sich selbst einen Schreiber, um ihm zuweilen eine Tageweise oder ein Tanzlied diktieren zu können. Die berühmtesten Minnesänger fanden in seinen Schlössern jederzeit eine unbeschränkte



Lohengrins Hochzeit

Gastlichkeit, und er hielt sie in Ehren, als wären es Könige. Man müsse das tun, sagte er, weil sie die Freude predigten.

Zuweilen freilich hatte Herzog Lohengrin etwa auch einen Anfall plötzlicher Schwermut durchzukämpfen. Da kam es vor, daß er sein Weib durch rätselhaft abgerissene Worte ängstete. Wenn sie ihn küßte und den finsteren Schatten von seiner Stirne zu streichen versuchte, so fragte er etwa: Woher? und wohin? Und er wußte nicht, was er gerade durch diese Fragen in Elsen für eine gefährliche Frage aufweckte. Das kam daher, weil selbst die Erinnerung an den Pakt in ihm ausgelöscht worden war, den er bei der Verlobung mit ihr geschlossen hatte.

Aber nie geriet dieser Vertrag und ihr Versprechen bei Else selbst in Vergessenheit. Mit tiefer Besorgnis sah sie jedesmal des Gatten, in ihrem glücklichen Leben nicht begründete, grüblerische Traurigkeit. Dann war es natürlich, daß sie ihm helfen, ihm beistehen, ihn erheitern wollte. Dazu

fehlte ihr dann die Kenntnis seiner Vergangenheit. Sie hörte ihn manchmal im Traum mehrmals das selbe Wort: Wahn! Wahn! Wahn! aussprechen. Auch mitten in einem Festgelage unter den Klängen der Harfen, sagte er ihr mitunter dies Wort ins Ohr, während sie mit den Bechern anstießen. Geliebter, was bedeutet dies Wort, das du immer sagst? und warum sagst du es immer? fragte ihn dann die Herzogin. Was soll dies Wort? es kann einen ängstigen.

Einst im Winter hatte das Ehepaar in einem alten melancholischen Schlosse auf einer Insel im Zuider See seinen Aufenthalt und nicht weit davon war ein Kloster der Karthäuser. Die Mönche, die weiße Kutten trugen und kein weibliches Wesen über die Schwelle ihres Klosters kommen lassen durften, hielten ein strenges Schweigegebot.

Da hatte der Ritter Lohengrin eines Tages, mit Bezug darauf, seinem Schreiber ein nicht gerade allzu fröhlich lautendes Gedicht in die Feder diktiert:

## Die Klosteruhr.

Die Klosteruhr der Schweigenden spricht:
mit Klang und Beben
zerrinnt das Leben!
oder zerrinnt das Leben nicht?

Die da schweigen
in Klostermauern
hoffen zu dauern,
wie würden sie sonst sich beugen, sich neigen
und ein Leben vertrauern?
ein Leben verschweigen,
sich nur vor dem Künftigen schweigend neigen?
Oder ist es ein Zwiesprachhalten
mit dunklen Gewalten?
ein Bitten, ein Flüstern, am Ende ein Schreien,
womit sie das unerbetene Leben
zurückgeben?
Wie Vögel mit schmerzenden Flügeln schweben,
verwundet von Raubtierkrallen,

zugleich sich heben und fallen? —
Ist es Flucht? ist es Todesmut? —
O, weiße Schweiger,
die Klosteruhr rückt den Zeiger.
Die Zeit verrinnt. Es verrinnt euer Blut:
durch Klostermauern fühlt man es tropfen
und eure Herzen an Steinen verklopfen.
Mit gelber Haut, überwacht, überweint,
schlürft ihr durch den Käfig des Heiles,
wund von der Wunde des Gnadenpfeiles,
im dumpfigen Zuchthause Gottes vereint,
um in heiseren Wahnsinnsgesängen
wirre Seelen ans Licht zu drängen.
Draußen im Lichte braust das Meer.
Wogen und Wolken wandern schwer:
wandeln schwer und trübe einher.
Da sind keine Mauern
und doch auch hier nur Schweigen und Trauern?
oder auch hier ein Zwiesprachhalten
mit dunklen Gewalten?
ein Bitten, ein Flüstern, am Ende ein Schreien

über den leuchtenden Wüsteneien,
sie von dem Fluche des Scheins zu befreien?
Sind Wogen und Winde marternde Fragen
und niemand will ihnen Antwort sagen?
oder müssen sie nutzlos flehen,
zu vergehen?
oder ist es ein trübes Trauern,
daß sie vergehen und nicht dauern?
hoffen sie noch? und warten sie nur?
Horch, die Glocke der Klosteruhr!

Dieses Gedicht, dessen Inhalt die Herzogin nicht verstehen konnte und das sie deshalb besonders beunruhigte, veranlaßte sie, nacheinander einen gelehrten frommen Bischof, einen Paduanischen Arzt und einen Mönch jenes Klosters, dessen Nähe das kleine Poem verschuldet hatte, heranzuziehen. Der Mönch hatte als Teufelsbanner eine große Berühmtheit erlangt. Die drei Männer, über die vermutliche Ursache dieser verworrenen Zeilen befragt, äußerten sehr verschiedene Ansichten. Der

Bischof verhehlte nicht, oder deutete wenigstens an, daß seiner Meinung nach dieses Poem des Herzogs Hilfreich von Brabant vielleicht ein wenig nach Ketzerei rieche. Er wolle nicht sagen, es liege darin eine Ketzerei, aber man könne es diesem und jenem einfältigen Menschen nicht verdenken, wenn er den Irrtum beginge, etwas dergleichen darin zu sehen. Er verhehlte nicht eine Menge wunderlicher Gerüchte, die begreiflicherweise im Volke umliefen, da ja vieles, vom ersten Erscheinen des Schwanenritters an, unaufgeklärt geblieben sei und den Verdacht der Zauberei in beschränkten Gemütern nicht ganz ausschließe.

Der Bischof schloß: An eurer Stelle, Frau Herzogin, würde ich eine Gelegenheit herbeizuführen suchen, um von eurem Gatten ein offenes Geständnis über seinen Namen und seine Herkunft zu erhalten. Solange diese Dinge im Dunkel sind, wird man auch die frechen Stimmen im Land nicht zum Schweigen bringen, die immer wieder sich zu sagen erdreisten, daß der Schwanen-

ritter im Bunde mit Dämonen und von ungetauften Eltern gezeugt und erzogen sei.

Der Paduanische Arzt sprach, als er das Gedicht gelesen hatte, vielerlei von feuchter und trockener Complexion, schrieb Rezepte, verordnete heißen Wein, Abreibungen und Blutegel und legte die Versicherung ab, wenn der Herzog Hilfreich diesen Verordnungen nachlebe, werde so etwas gewiß nicht wieder vorkommen.

Der Karthäuser aber sagte kurz: er zweifele durchaus nicht daran, daß der Herzog an gewissen Anfechtungen zu leiden habe und sei bereit, mit den Mitteln der Religion dem Dämon zu Leibe zu gehen, der ihn beängstige.

Aber Gott sei Dank machte die Herzogin Else von den Ratschlägen der drei Herren keinen Gebrauch. Der Frühling kam und die Seele des Herzogs war von selbst wieder heiter geworden. Würde sie anders gehandelt haben, sie hätte schon jetzt das Glück ihrer Ehe in die schwerste Gefahr gebracht. Und dieses Glück war im Lande sprichwörtlich. Herzog

Hilfreich hatte seiner Gattin gegenüber überall jene Ritterlichkeit, die ihn schon seiner Mutter Blanche-flour gegenüber ausgezeichnet hatte: nur daß diese liebenswürdige Güte noch wärmer und noch unermüdlicher geworden war. Frau Else wußte sehr wohl, wie sie den schönsten, stärksten und gütigsten Mann, den die Welt zu jener Zeit besaß, ihr eigen nannte. Und er wiederum sah in seiner Frau das schönste Weib und außer ihr nicht eine, die im Vergleich nicht tief ins Dunkel zurücktreten mußte. Vielleicht war ein solches Glück zu fleckenlos, um von Dauer zu sein. Und schon waren die Mächte am Werk, denen jedes wirkliche Glück am Ende zum Opfer fällt.

## 9. Kapitel

Wenn Herzogin Else der Meinung gewesen war, die Angelegenheit, die sie den Ratgebern vorgetragen hatte, sei nun für diese aus der Welt geschafft, weil sie ihren Rat nicht mehr in Anspruch nahm, irrte sie sich. Das Tuscheln, Fragen und Vermuten, das die Herkunft des Herzogs Hilfreich betraf, war nun erst in allen Kreisen des Volkes recht in Schwung gekommen. Nicht zum wenigsten taten dazu die Verwandten des von Lohengrin erschlagenen und gerichteten Telramund, die einen ihres Geschlechts unter den Mitgliedern der sogenannten Heiligen Inquisition hatten, dessen gehässige Wühlerei schließlich den Zusammenbruch des Glückes dieser mustergültigen Ehe bewirkte. Die heilige Inquisition ist heute Gott sei

Dank abgeschafft. Sie war ein sogenanntes geistliches Gericht neben dem weltlichen und verbrannte sonderbarerweise hunderttausende von armen, unschuldigen Menschen, angeblich weil sie in die Gewalt des Satans geraten wären.

Herzog Hilfreich war auf der Jagd abwesend, als eines Tages geheime Abgeordnete der Inquisition, darunter der Verwandte des toten Telramund, bei der Herzogin eintraten. Sie hatte gerade im schönsten Gemach des Schlosses ihren jüngsten Knaben vom Arm herunter in die seidenen Betten der Wiege gelegt. Die drei Herren der Inquisition waren in lange dunkle geistliche Kleider gehüllt, hatten Käppis auf ihren Glatzen, aber man sah um ihre weißen Häupter nicht die Spur eines Heiligenscheins. Menschengesichter haben nicht selten eine gewisse Tierähnlichkeit, und diese hier sahen alten, halbgerupften, blutgierigen Aasgeiern nicht unähnlich.

Sie nahten sich der Herzogin mit gewinnender Herzlichkeit. Es wäre doch gut, meinten sie, wenn

man das unbotmäßige Gezischel im Volk aus der Welt schaffte. Herzog Hilfreich sei gewiß einer der gläubigsten Christen der Christenheit, aber man müsse einen Aufstand im Lande befürchten, sofern er nicht seine edle und christliche Herkunft vor aller Welt nachwiese.

Herzogin Else entrüstete sich. Unser herrliches Land ist nie so gediehen, sagte sie, wie unter Herzog Hilfreichs Hand. Handel und Schiffahrt blühen auf, der Bauer wird reich und der Arbeitsmann hat zweierlei Fleisch, zweierlei Fisch und zweierlei Gemüse zu Tisch. Das, sagten die Inquisitoren, sind Dinge, die nur den sündigen Leib betreffen. Sie sagten: der sündige Leib ist ein Madensack! wobei ihre Augen zu winzigen, weißen Punkten wurden. Niemals, meinte heftig die Herzogin, habe ich einen gesunden Leib mit einem Sack voll Maden vergleichen können. — Als sie das sagte, blickten die Inquisitoren einander mit weißen Augen an, auf eine Art, die wahrhaftig nichts Gutes weissagte.

Was Wunder, nachdem sie gegangen waren, hatte die Herzogin Angst bekommen. Kein Mensch, ja nicht einmal ein regierender Fürst war damals sicher vor den Krallen der Inquisitions-Geier. Wie leicht konnten sie offen oder versteckt ihrem Herzog Hilfreich ans Leben gehen, wenn es ihm nicht gelang, seine edle und ritterliche Herkunft nachzuweisen.

Diese Sorgen nisteten sich nun immer tiefer ein in der Seele der Herzogin, wodurch das heitere Glück ihrer Mienen mehr und mehr verdüstert wurde.

Eines Tages war Herzog Hilfreich im Hausgewand heiter ins Zimmer getreten. Er hatte auf seinem Nacken den ältesten Prinzen sitzen, die kleine Prinzessin auf dem linken, den jüngeren Prinzen auf dem rechten Arm und sagte lustig: Else, Else, befreie mich gefälligst von deiner rebellischen Nachkommenschaft. Dieses junge Volk scheint mich für eine hölzerne Kletterstange zu halten. Aber Else antwortete nicht. Da ward er

verdutzt, blickte die Gattin forschend an und mußte bemerken, daß sie geweint hatte.

Nachdem Herzog Hilfreich die Kinder den Wärterinnen übergeben hatte, die bereit standen, und diese mit den Kleinen davongegangen waren, fragte er seine Frau, warum sie geweint hätte. Obgleich sie es ihm nun nicht sagen wollte und anfänglich über seine Frage mit einem Lachen hinwegzukommen suchte, konnte sie doch den Besuch, den sie empfangen hatte, nicht verheimlichen. Der Herzog war ein Gegner der Inquisition, die er in seinem Lande nur ungern duldete. Er wußte aber, daß diese Körperschaft überaus mächtig war und ihm natürlicherweise ebensowenig wohlwollte. Empört und voll böser Ahnung wünschte der Herzog zu wissen, womit es diesen alten Ketzerriechern gelungen war, das heitere Gemüt seiner Frau zu verdüstern.

Nach vielen ausweichenden Reden, immer von ihrem Gatten zu einer bestimmten Antwort gedrängt, sagte endlich Herzogin Else:



Lohengrins Familienglück

Wir wollen vergessen, was diese Leute geredet haben, denn ich bin überzeugt, wir besitzen Macht genug, ihren Ränken auszuweichen. Ich kenne dich, und das ist mir genug. Und wenn alle Welt von jemand unaussprechliche Dinge munkeln sollte, den ich kenne wie dich, so hätte das keine Bedeutung für mich. Was munkeln sie aber? fragte der Herzog. — Lieber, antwortete Else, es trübe dir keinen Augenblick. Schließlich ist es doch nur lächerlich, wenn sie in einem einfachen, weißen Schwan Zauberei wittern. — Ah, sie verdächtigen mich wegen der Helmzier, die ich trage, der Zauberei. Und es ist doch nur eine Helmzier, die ich als Symbol deiner Reinheit und Unschuld angelegt habe. — Nicht allein deiner Helmzier wegen, verzeih mein Lieb, erwiderte Else, regt sich der allgemeine Verdacht, sondern jenes lebendigen Schwanes wegen, der, als du zu meiner Rettung erschienst, vor deinem Schifflein geschwommen ist. Da griff sich der Herzog an die Stirn und sagte: Was sprichst du da, meine liebe Else von Brabant? Ich

kann dich da wirklich nicht verstehen. Ein Schwan auf der Schelde bedeutet nichts. Und wenn der Zufall einen vor meine Barke gebracht hat, als ich übers Wasser kam, welcher Hansnarr wollte da Zauberei riechen? — Hast du denn ganz vergessen, mein Geliebter, sagte Else, wie du im Bereich des jubelnden Volkes erschienen bist und daß dein Schiff von einem Schwane an Blumenketten gezogen wurde? — Der Herzog nahm Else in seinen Arm. Kind, sagte er, es ist kein Wunder, wenn du bei deiner damaligen Not mich wie eine Art gottgesandten Märchenprinzen, von einem Schwane gezogen, gesehen hast! — Aber die Herzogin wollte sich die augenscheinliche Wahrheit nicht ableugnen lassen, und ohne Absicht, eigentlich nur in der oberflächlichen Lebhaftigkeit des Gesprächs, entfuhr ihr das Wort: so weißt du wohl auch nicht mehr, daß du uns deinen Namen, deine Herkunft und deinen Stand verheimlicht hast? — Oh weh, sagte er, du hast recht! ich hatte das wahr und wahrhaftig in all der Zeit, die zwischen damals und heute

liegt, ganz vergessen. Nun fällt es mir aber mit einem bleiernen Druck ins Gehirn. Denn, Königin meines Herzens, Else, glaube mir, selbst wenn man mich jetzt auf die Folter legte, ich wüßte nicht mehr, wie ich heiße, wer mein Vater und meine Mutter war und woher ich gekommen bin! — Laß es dich nicht beängsten, sagte Else, ich kenne dich, wie ich dich kenne! du bist, der du bist! Frage dich selbst so wenig, als ich dich jemals nach Namen und Herkunft fragen werde. Allerdings mußt du wissen: wir beide sind eins, ein Leib und eine Seele, Geliebter. Und was du geheim hältst, würde in meiner Seele ebensowohl verborgen sein. — Else, was hätte ich dir zu verbergen? sagte, noch immer nutzlos grübelnd, der Herzog. Der Gattin aber schien diese Äußerung bei dem großen Geheimnis, das ihr verborgen war, als etwas Befremdliches, nicht Begreifliches. Sie sagte: dies eine mußt du doch bestehen lassen, daß ich leider dein Vertrauen nicht in allem und jedem gewonnen habe: anders würde dein Name und deine Herkunft vielleicht für

das Volk, nicht aber für mich, ein Rätsel geblieben sein. Es liegt mir fern, dich darnach zu fragen. Aber ich muß dir gestehen, ich habe in manchen Augenblicken inständig und glühend gehofft, du werdest den letzten Schatten mit einem offenen Worte hinwegnehmen, der manchmal über den reinen Sonnenglanz unseres Glückes dahinhuschte. — Es würde mir nicht gelingen, sagte der Ritter, da mir meine Vergangenheit so wenig wie einem Toten erinnerlich ist. Frage mich und ich werde dir sagen, was ich weiß, offen und wahr, und ohne jeden Rückhalt, versichre ich dich. Gott weiß es, ich will gerade dir nicht ein Winkelchen meines Innern verborgen halten. —

Geliebter, sagte da Else, ich wußte es, ich kenne dich. Nicht umsonst ist unsere Liebe mit allen Seligkeiten des Himmels beglückt worden. Du hast recht: nichts Trennendes, noch so gering, soll das freie Hin- und Herfluten unserer Seelen beeinträchtigen. Und also, da du es wünschest, so frage ich dich, aber nur mit ganz leiser, flüsternder

Stimme ins Ohr: wer bist du, Geliebter, wie nennst du dich?

Jetzt verging eine kleine Spanne Zeit, indessen es aussah, als wenn der Herzog wüchse und zugleich aus einem langen Schlafe aufwache. Dann blickte er Else auf eine Weise an, als habe er etwas ganz anderes in weiter, weiter Ferne hinter ihr ins Auge gefaßt. Er sagte: ich heiße Lohengrin! und langsam im Saale auf und ab schreitend, erzählte er Else von seiner Jugend, seiner Mutter Blancheflour und seinem erhabenen Vater, dem Gralskönig Parsival. Die Herzogin hörte ihm zu und sie wußte nicht, wie sie alle diese Dinge verstehen und deuten sollte.

Aber etwas Feierliches, etwas Fremdes, etwas Unnahbares wehte sie von der Gestalt des schreitenden Mannes an, das sie niemals bisher gefühlt hatte. Der Saal schien zu ärmlich, das Schloß zu eng, das Dach zu niedrig für ihn. Eine törichte Furcht ergriff sie, er könne mitten durch die Wände davon schreiten. Als er lange gesprochen hatte,

blickte er die, die bisher sein Weib gewesen war, mit einem warmen, gütigen, aber doch entfremdeten Blicke an, der Elsen einen Schrei der Bestürzung entpreßte. Sie umklammerte seinen Hals, als wenn sie ihn halten und zugleich etwas unabwendbar Geschehenes wieder auslöschen, wieder zurücknehmen könnte.

Am Abend nach diesem Gespräch bezog der Herzog Gemächer, die in einem anderen Flügel des Schlosses und nicht in der Nähe der Zimmer seiner Gemahlin lagen. Diese begriff sein fremdes, in sich gesunkenes, neues Wesen ebensowenig, als sie seine Erzählung glauben oder begreifen konnte. Sicherlich ist er kein schwarzer Magier, dachte sie, aber sein Geist ist vielleicht von einem solchen verwirrt und getrübt worden. Sie verwünschte den Fluch der üblen Nachrede, die Verleumdung, den Besuch des Großinquisitors und seiner Räte, der sie zu ihrer unbedachten Frage veranlaßt hatte. Sie hoffte aber, ihr Gatte werde ihr am nächsten Morgen wieder in alter Weise und klaren Geistes

begegnen. Daran, daß er sie verlassen könnte, dachte sie nicht.

Die folgenden Tage schienen ihre Hoffnungen zu verwirklichen. Der Herzog ging den Regierungsgeschäften nach, besuchte Elsen, sprach mit den Kindern, saß an der linken Seite der Herzogin mit einem Kreise geladener Gäste zu Tisch und sprach nicht mehr, weder von sich, seinem Namen und seiner Herkunft, noch überhaupt von der Frage, die Else getan hatte. Dennoch merkte diese, wenn auch sonst niemand außer ihr, daß die Frage zum Verhängnis ihrer Liebe geworden war.

Herzog Hilfreich wurde in den nun folgenden Wochen aber auf eine besorgniserregende Weise düster, ungesellig und grüblerisch. Er schloß sich ein, und dann schien es, als ob er mit unsichtbaren Mächten Zwiesprache halte. Vergebens pochte die weinende Herzogin: er bedeutete ihr, sie müsse ihn um Gottes und Christi Willen allein lassen. Aber sie ließ nicht nach, und eines Tages brachte sie ihre Kinder vor die Tür, die sich Tag und Nacht

nicht geöffnet hatte, sie mußten mit ihren Händchen dawider schlagend immer wieder Papa Papa! rufen. Da stürzte der Herzog weinend heraus und nahm seine Kinder in die Arme.

## 10. Kapitel

Trotzdem ward die alte, rückhaltlose und innig sorglose Liebe zwischen dem Herzog und seiner Gattin nicht wieder hergestellt. Und eines Tages erklärte Lohengrin, daß der Ruf des Grales unzweideutig an ihn ergangen sei, nach Salvaterre zurückzukehren. Die Herzogin aber versuchte, ihm diesen Gedanken, als wäre er nur eine Einbildung, mit der ganzen Beredsamkeit ihrer Herzensangst aus der Seele zu nehmen. Sie sagte: du bist in der Tat Ritter Lohengrin. Deine Mutter war Blancheflour, und dein Vater Parsival ist verschollen. Lange gingest du, bekannt als Schwanenritter, durch die Welt auf Wegen irrender Ritterschaft. Überall hast du Gutes getan, dem Schwachen wider den Starken beigestanden und zu Recht ge-

holfen. Alles Übrige ist ein böser Zauber der Phantasie, ist Einbildung. Else, du irrst, sagte Lohengrin. Du siehst in mir einen Paladin des Grals, der in die Welt der Schmerzen gesendet wurde. Ich gehöre nicht mir, ich gehöre nicht dir. Ich gehöre dem Gral. Wisse, mir ward die Zeit, kurz oder lang, bis zu der Frage, die nun von deinen Lippen gekommen ist, freigegeben. Sie hat mich in alle Süßigkeiten und alle Bitternisse der Welt getaucht. Ich kehre nun wie einst Amfortas mit einer heimlichen und unheilbaren Wunde in die Gralsburg zurück. Else, bevor ich dazu entschlossen war, habe ich einen langen Kampf bestanden. Zum zweiten Male besuchte mich gestern Nacht der alte würdige Gornemant, um mich davor zu warnen, den dritten Gralsruf zu überhören, wie ich den ersten und zweiten überhört hätte. Ja, ich war nahe daran, das Land Salvaterre, den Gral und meinen Vater Parsival zu verleugnen, um ganz dir und der Welt anzugehören. Gornemant aber riet mir wieder und wieder, treu zu

sein. Wenn du nicht treu bist, sagte der alte Gornemant, so wirst du später den Weg, der dir jetzt offen steht, vergeblich suchen. Du wirst ihn suchen, denn du bist im Grunde, wie dein Vater Parsival auf Erden ruhelos. Gornemant aber hat Wahrheit gesprochen. Deshalb füge dich, Else, fasse dich, und schicke dich wie du kannst in das Unvermeidliche.

Alle Gegengründe Elses, so viel sie deren auch vorzubringen wußte, blieben wirkungslos. Aber ihr Schmerz gab ihr auch viele bittere, vorwurfsvolle Worte ein, womit sie den Gatten jedoch nur nutzlos und bitter kränkte. Warum kamst du zu mir? warum überließest du mich nicht dem Schurken Telramund, als ich nicht wußte, was Liebe war, was Glück bedeutete, anstatt mich nun in das hundertfache Entbehren, das tausendfache Elend und Leiden mit meinen Kindern hinabzustoßen?

Wer könnte leugnen, daß in solchen Anklagen eine gewisse Wahrheit lag, und wie hätte Lohengrin diese Wahrheit verkennen sollen, da er die

gleichen Klagen gegen sein eignes Geschick und seine grausame Führung richtete.

Um ihren Gatten zu zerstreuen und womöglich auf and're Gedanken zu bringen, hatte die Herzogin seinen Geburtstag zum Anlaß eines ganz besonders herrlichen Festes gewählt, das im ganzen Lande gefeiert wurde. Es war ihre Absicht, vor aller Welt zu zeigen, wie sehr sie dem Herzog in Verehrung und Liebe verbunden war und zugleich die Viper der heimlich züngelnden Verleumdung mit einem Streiche niederzuschlagen. Aber die Magen Telramunds und ihre Helfershelfer wußten sich auch diesen Umstand zu Nutze zu machen und regten den Pöbel auf, so daß in der Menge haßerfüllte Schmährufe gegen den Herzog laut wurden, die mißtönend in die allgemeine Freude hineinklangen.

Nachdem bis in die dritte Stunde des Nachmittags in ununterbrochener Reihe die Zahl der Gratulanten an dem herzoglichen Ehepaar vorübergezogen war, hatte man sich in dem unge-

heuren Bankettsaal des Schlosses zur Tafel niedergelassen. Musik erscholl und in allen Städten des Landes, auf allen Straßen und Märkten, wurde zu gleicher Zeit von fahrenden Sängern Herzog Hilfreichs rettende Tat an Else und seine milde und gute Regierung besungen.

Nicht lange, so trat auch auf einem erhöhten Standort, beim Bankett, der erste Minnesänger auf, der unter dem allgemeinen Schweigen der Gäste Ritter Hilfreichs berühmten Sieg über den Schurken Telramund besang. Da geschah das Unerhörte, daß am Schluß seines Liedes, und nachdem der Sänger geendet hatte, neben brausendem Beifall sich ein lautes Hohngelächter bemerklich machte. Auf diese unverschämte Weise widersprach ein Teil der Gäste dem Lobe, das dem Herzog gespendet wurde.

Ein zweiter Sänger erschien, der die Liebe von Mann und Weib und das Lob der Ehe Herzog Hilfreichs mit Elsen zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt hatte. Die Feinde im Saal

wagten sich zwar, bei dem allgemeinen Jubel, der schließlich dem Sänger gespendet wurde, zunächst nicht hervor mit ihrer Mißbilligung, aber ein Greis erhob sich, den jedermann als den gefürchteten Groß-Inquisitor, den Obersten der Ketzerrichter erkannte. Es trat alsbald eine grabesartige Stille ein, es war, als wenn der Tod mit den Zähnen klappere.

Inzwischen hatte sich der hagere und greise Würdenträger mit dem Geierhals und dem Geiergesicht zur Predigt angeschickt, deren Langes und Kurzes etwa so lautete:

Die irdische Liebe sei kein heiliger Gegenstand und die weltliche Poesie, die sie preise, sei ebenfalls unheilig. Wenn er dies sage, so sei noch viel zu wenig damit gesagt: denn was unheilig sei, das sei wider Gott und gehöre der Welt und also der Sünde. Er sagte: die Welt sei ein Sündenpfuhl. Ein Pfuhl bedeute aber soviel als eine schmutzige Lache. Wer diesen Pfuhl, diese schmutzige Lache als etwas Reines und Hohes preise, der beschmutze und ent-

ehre sich selbst und könne das auch nur aus der Macht des Fürsten der Hölle und in seinem Auftrag tun.

Bis hierher war der Groß-Inquisitor gekommen, als allgemeiner Lärm seine Worte zum Schweigen brachte. Es fehlte nicht viel und die große Mehrzahl der Gäste wäre, in ihrer Entrüstung über die Worte des Greises, diesem mit dem Schwerte zu Leibe gegangen. Sie sahen darin mit Recht nichts anderes, als eine rohe Beleidigung ihres Herzogs und ihrer Frau Herzogin.

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht Herzog Hilfreich sich jetzt erhoben und die gefährlichen Wogen beschwichtigt hätte. Er sagte, und zwar in einem feierlichen, fast priesterlichen Ton: Friede! Der Friede Gottes sei mit euch allen! Und er fuhr fort: Was der Groß-Inquisitor von irdischer und von himmlischer Liebe gesprochen hat, und alles, was den Streit angeht, den die Welt seit tausend Jahren deswegen führt: welches die bessere? welches die schlechtere sei?, ist deren Sache, die in

der engen und niederen Sphäre der Welt gebunden sind. Was mich betrifft, so ist meines Bleibens nicht in dieser Welt. Hier war ich ein König, in jener Welt, die mich zurückfordert, bin ich ein Diener, nicht mehr. Aber die Könige hier sind verglichen mit den Dienern des Gral nur Knechte zu nennen. Ich bin kein Zauberer, wie man es dem kleinen Haufen von Ameisen, der mich seinen Herzog nennt, einredet. Nicht deshalb, weil ich in einem von einem Schwane gezogenen Nachen erschien, nicht deshalb, weil ich den plumpen Schurken Telramund von der Erde tilgte. Ich betreibe weder weiße Magie noch schwarze Magie. Und er rief plötzlich: Bringt mir die goldene Harfe!

Als Lohengrin diese Worte gesprochen hatte, wurde von oben her eine überirdisch süße und feierliche Musik gehört. Finger von Meistern schienen über goldene Saiten vieler Instrumente zu gleiten. Es ward, als wenn die Seele der alldurchdringenden Gottheit in sich zu musizieren anfing und in endlos wechselnden Harmonien redete.

Und diese Musik war von solcher Art, daß sie Ritter Lohengrins Feinde versteinte, in die Herzen der Übrigen aber wie ein feuriger Zauber drang und mit einem seligen Glanze, ja mit einer Art bestürzter Begeisterung, in hunderten von verzückten Blicken lag.

Inmitten dieses Getöns wurde von vier, Alle um Hauptes länge überragenden Männergestalten, in schwarzen Mänteln (auf denen sich, in Gold gestickt, eine Taube befand), eine köstliche Harfe hereingetragen.

Der Körper des göttlichen Instruments bestand gleichsam in der Form eines silbernen Schwanes, der die goldenen Saiten der Harfe mit dem edelgewundenen Halse straffte. Diese Harfe wurde von den vier Trägern, Rittern von Salvaterre, vor Lohengrin niedergestellt. Dieser faßte sie fest und griff in die Saiten, bis, den Saal mit wundervollen, festen und schwebenden Klängen erfüllend, diese rätselhafte Weise aus seinem Innern drang:

Ich wohne an einem breiten Strom.
Ich wohne in einem hohen Dom.
Der breite Strom fließt durch den Dom.

Und breiter immer wird der Strom,
und höher immer wölbt der Dom.
Der Strom fließt endlos durch den Dom.

Im Nachen schwimm ich auf dem Strom:
d'rin spiegelt sich ein zweiter Dom:
Ich tauche nieder in den Dom —

und tauche wieder aus dem Strom
geflügelt in den obern Dom:
Musik durchrauschet voll den Dom.

Und Well auf Welle bringt der Strom.
Und alles wogt und klingt im Dom:
und dröhnt und bebet laut im Dom.

Du weißt nicht: bist nur du der Strom?
Bist, was da rauscht und braust im Dom?
Am Ende bist du selbst der Dom.

Schwer zu sagen, in welcher Weise durch den ganzen Vorgang, durch den Klang und Gesang, das Gewimmel der Gäste erregt und bewegt wurde. Sie spürten wohl, wie hier auch eine mystische Antwort auf die Frage nach der Herkunft ihres Herzogs gegeben war. Aber sie merkten zugleich, dies war erst der Anfang der kommenden Wunder. Wurde doch Lohengrin von den vier unbekannten Rittern jetzt die silberne Schwanenrüstung angelegt, darinnen er hoch und gewaltig, nicht anders als ein himmlischer Cherub, blitzte und funkelte. Der Glanz des Bankettsaals, der Glanz der mit Edelsteinen bedeckten Kronen der Herzoginnen und Fürstinnen, erblich vor ihm. Alles, vorher so festlich und prunkvoll, schien zu einem armseligen Gewimmel geworden.

Lohengrin sagte:

Ich scheide von euch. Mein Vater heißt Parsival und ist der König vom Salvaterre. Die Boten, die mich gerüstet haben, die Klänge, die euch ins Ohr gedrungen sind, bringen euch einen Hauch

von dort. Wollt ihr wissen, wo Salvaterre ist, so fraget einen Sterbenden, der von seinem letzten Traum erwacht! Fraget das kranke Kind des Lastträgers im Mansardenstübchen, das mit großen, sehnsuchtsvollen Augen in die schwindende Abendröte blickt! Fraget den Schiffer im Sturm auf hoher See, fraget den armen Schächer, den die Inquisition an den Marterpfahl gebunden hat und den bereits die mordbegierigen Flammen umzüngeln.

Plötzlich erscholl außerhalb des Palastes das Brausen der ungeheuersten Volksmenge. Dies Brausen aber wurde so laut, daß man deutlich heiser gerufene Worte wie: Schlagt ihm den Kopf ab! Hängt ihn! Kreuziget ihn! heraushören konnte. Tausende schrieen, Tausende brüllten: Steiniget! Steiniget!

Bei diesen Schreien wurde die Herzogin ohnmächtig.

Der Groß-Inquisitor aber hatte nun seine Fassung wiedergefunden.

Ja, schrie er, hier ist ein teuflisches Blendwerk im Gange, dem gegenüber das „Steiniget, Steiniget!“ ganz in der Ordnung ist! — Er mußte es wissen, denn die Schreier waren, damit sie schrieen, vorher von ihm bestellt und bezahlt worden. — Auf und rettet die Seele der Herzogin! Rettet das Land vor dem Fluche Gottes! Rächt uns alle, die ein Incubus, ein Betrüger, ein Abenteurer, ein Diener des Höllenfürsten betrogen hat.

Seltsam: kaum noch waren die Herzen aller der herrlichen Märchen-Schönheit des strahlenden Mannes zugewendet, und schon bemächtigte sich Wankelmut der von Wein, Haß, Liebe, Klängen des Himmels und des Abgrunds berauschten und verwirrten Schar. Die Empörung des Volkes wirkte ansteckend, und die Ohnmacht der Herzogin, die alle jetzt vergöttern gelernt hatten, obgleich sie sie früher Telramund ohne weiteres ausliefern wollten, erweckte den Anschein, als wäre auch sie von dem Gatten abgefallen. So erhob sich aus der Mehrzahl der Kehlen der unbegreiflich wetter-

wendische Ruf: nieder, nieder mit ihm! Ein Wald von Schwertern wurde geschwungen.

Aber plötzlich erblich jedes von trunkener Wut noch eben gerötete Angesicht, und ein tötliches Schweigen herrschte im Saal und draußen um den Palast, wo noch eben rasender Lärm die Luft durchtobt hatte. Woran es lag, wußte man anfangs nicht. Jedem aber, sogar dem Groß-Inquisitor, kam es vor, als ob er sich ganz allein im Angesicht des Todes befände. Was war es? Der Boden, die Wände des Saales bewegten sich nicht, und doch bewegten sich Boden und Grundfesten. Die Erde schien nicht mehr fest, sie schien hohl zu sein. Sie schien zu zucken. Ein kaum bemerkliches Schwanken entstand und erzeugte allen eine grauenvolle Angst und gleichzeitig Übelkeit. Dann dröhnten gewaltige Stöße von unten. Eine Stimme schrie plötzlich: Misericordia! Sie bebt, sie bebt! Sie meinte: die Erde. Es war aber nur die unterirdische Gralsglocke, die in Schwung geriet und Lohengrins Not auf die Gralsburg meldete.

Da ward sogleich der Saal und die Burg und der Raum ringsum von den Feinden und auch von den meisten der Freunde, die alle angstvoll die Flucht ergriffen, rein gefegt.

## 11. Kapitel

Allerlei Gerüchte des Vorgefallenen hatten inzwischen die Stadt erreicht, deren Bewohner, von den furchtbaren Erdbebenstößen geängstigt, wehklagend in den Straßen umherliefen. Häuser waren zusammengestürzt, Wetterhähne von den Kirchtürmen gefallen, aber vornehmlich bildete der Palast des Groß-Inquisitors einen von einer Staub- und Rauchwolke überdeckten, brennenden Trümmerplatz. Noch immer erfüllte ein stehender, rötlicher Dunst die Luft, so daß es den Meisten schien, als ob man das Kommen des jüngsten Tages befürchten müßte.

Da aber erhob sich ein Wind vom Meere her, der eine erquickende Frische mit sich brachte. Zugleich erscholl aus weiter Ferne ein Freudenruf.

Kein Wunder, wenn alles nach der Richtung des Rufes in Bewegung geriet. Man gelangte zu den Ufern der Schelde, wo viele vor dem vermeintlichen Erdbeben in Zelten und allerhand schnell zusammengefügten Behausungen Schutz gesucht hatten. Auch die Handelsschiffe und Boote im Strom waren von Flüchtenden angefüllt. Aber sie alle befanden sich in einem einzigen, großen Freudenrausch, der deshalb so gewaltig war, weil er die entsetzlichste Angst und Bangigkeit plötzlich abgelöst hatte.

Mirakel, Mirakel! schrie das Volk, nicht anders als dazumal, als Lohengrin auf dem Schwanenboot in der höchsten Not zur Errettung Elsens erschienen war.

In Wahrheit war es wieder der Schwan und das Schwanenschiff, das den Jubel entfesselte.

Das liebliche schwimmende Vogelgespann kam blumenbekränzt, wie damals, stromaufwärts herangeschaukelt. Das Schiffchen war leer und von dem Schnabel des weißen Schwans ging ein eigentüm-

liches, klagendes Singen aus, das man, je näher er kam, um so deutlicher hörte. Bei denen, zu deren Ohren es drang, wurde der Jubel von unendlicher Wehmut abgelöst, so daß Tränen aus ihren Augen flossen und überall lautes Weinen gehört wurde.

Man begriff wie durch Zauber, daß der Schwan als ein Bote des Friedens kam, aber auch, daß er den mildesten Herrscher, Herzog Hilfreich, den Retter und Gatten Elsens, abholen kam und ihn für immer davonführen würde. Ein Jeder fühlte, dieser Ausgang war unabänderlich. Die Leute schlugen an ihre Brust — leider zu spät, wie es meistens ist! — und riefen: Wir sind des Mannes nicht wert gewesen.

Die Gärten des herzoglichen Palastes reichten bis zur Schelde hinab. Ritter Lohengrin hatte sich, nachdem der allgemeine Sturm vorüber war, mit seiner aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten Gemahlin in seine Gemächer zurückgezogen. Dort verbrachte er seine Zeit damit, Elsen und seinen

Kindern wortlos über die Scheitel zu streichen. Es war ein Schweigen, über dessen Bedeutung Herzogin Else sich nicht mehr täuschen konnte. Gewisse Augenblicke des Lebens, stumm und schicksalsschwer, sprechen eine gleichsam eiserne Sprache, gegen die es keinerlei Ausflucht gibt.

Ich habe gesündigt, ich habe mein Versprechen nicht gehalten, sagte Else, aber du kannst, du darfst, wenn du mich und deine Kinder nicht töten willst, nicht von mir gehen.

Ihr werdet nicht sterben, sagte der Gralsritter. Wäre ich nicht das, was ich bin, und ginge ich nicht dorthin zurück, woher ich gesandt wurde: die Liebe, die Schönheit, der wahre Adel der Welt würden bald ein Opfer häßlicher, höllischer Mächte geworden sein. Ich gehe, um die Grenzen von Salvaterre immer weiter verbreiten zu helfen.

Der Gralsritter nahm aus einem Ebenholzkästchen vier Ringe aus Gold hervor, auf denen je eine goldene Taube mit dem Ölzweig gebildet war.

Er sagte, indem er die Ringe der Reihe nach den Kindern und seiner Frau, jedem den seinen, an den Finger steckte: dies bedeutet die Taube Noahs, nicht mehr! Wir sind über dieses kleine Symbol des Friedens nur wenig hinausgekommen. Wir dürfen nicht glauben, daß sich die Sintflut des Menschenjammers bereits verlaufen hat. Eine Taube, ein Ölzweig, ist alles, was wir einstweilen von Gottes Güte und fernen Paradiesen besitzen. Auch in Salvaterre herrscht der Krieg, denn wozu hätten wir sonst den Harnisch Gottes angezogen und das Schwert der Gerechtigkeit in der Hand. Traget die Ringe zu Gottes Gedächtnis.

Indessen er sprach, drangen die Laute der Menge näher heran, die das Nahen des Schwanes auf dem Flusse begleiteten. Und plötzlich war, von den Kindern zuerst, das märchenhafte Gefährt entdeckt worden.

Ihr Jubel weckte die Mutter aus ihrer tränenüberströmten Versonnenheit, aber sie wurde bleich wie der Tod und mußte sich festhalten,

als sie die Ursache des Freudenausbruchs ihrer Kleinen ebenfalls bemerkt hatte. Von tötlichem Schmerz getroffen, hing sie gleich darauf an des Ritters Brust.

Das war nun ein schlimmer Gang, den die Herzogin, umgeben von ihren Kindern, durch die Gärten des Schlosses hinunter zum Fluß, mit ihrem Geliebten schreiten mußte. Er hielt sie, er stützte, er trug sie mehr, als daß sie aus eigenen Kräften gehen konnte. Sie wankte, sie knickte in sich ein. Ja, es war kläglich zu sehen, wie sie, dem Wahnsinn nahe, vor Jammer, ihrer schönen Füße nicht mächtig, stolperte.

Die Menge schwieg, die unten harrend, dieses qualvollen Schauspiels ansichtig ward. Und in dieses Schweigen klang um das Schwanenboot eine Art rührender Harfenmusik, in die sich das Singen des Schwanes einmischte: Töne von einer unendlichen, hoffnungslosen Traurigkeit. Schluchzen und stilles Weinen ward allgemein. Alle Vögel im Park hatten ihr Singen aufgegeben.



Lohengrin nimmt Abschied von Elsa

Nur Lohengrin schritt, helleuchtend im silbernen Harnisch, wie ein Cherub strahlend von Herrlichkeit. Sein Gesicht war ernst, wie aus Marmor gemeißelt.

Es gab Leute, die erzählten nachher, sie hätten gesehen, daß er aus einer verborgenen Wunde unter der linken Seite des Brustharnisches durch die silbernen Schuppen geblutet habe.

Sein Auge blitzte gleichsam von einer heiligen Furchtbarkeit, und es wurde von allen bemerkt, wie plötzlich Scharen schwarzer Unglücksvögel bei seinem Nahen erschreckt und kreischend auf- und landeinwärts davonflogen.

Es schien, als habe sich ein furchtbarer, stummer Schmerz der ganzen Natur mitgeteilt, als sich das einst so glückliche Paar zum letzten Kuß in den Armen lag. Man hörte weder ein Rauschen des Laubes noch Rauschen der Welle noch einen anderen Laut. Alles Leben schien bis in das Herz des ewigen Schöpfers hinein von der Qual dieser Trennung starr geworden. Es dauerte lange, eh' ein plötzlicher Riß wiederum aus den beiden, die

minutenlang gleichsam nur ein Leib gewesen waren, zwei einander meidende Menschen machte. Der Trennungsraum erweiterte sich. Schon war der Gralsritter in das silberne Boot hineingestiegen. Schon schwankte das Boot und entfernte sich, entfernte sich von dem Schwane gezogen. Wunderlich war es zu sehen, mit welchem Eifer, stolzgebogenen Halses, der schöne Vogel mit seiner Last in den Strom hinein ruderte, der, gleichsam von solchem Eifer angesteckt, das leuchtende, kleine Mirakel mit überraschender Eile davon und dem Meer entgegen trug.

Nun aber brach das Volk an den Ufern in laute Verzweiflung aus.

Boote und Schiffe folgten nach. Man wollte den geliebten Herzog zurückhalten. Man rief: verlaß uns nicht, verlaß dein Volk nicht, Herzog Hilfreich! verlaß uns nicht, Lohengrin! Viele schrieen, sie wollten den Groß-Inquisitor aufhenken. Aber so viel sie rannten und brüllten und lamentierten, bald wurden sie atemlos und konnten

neben dem schnellen Gange des Schiffchens nicht standhalten. Es schwamm immer hurtig vom Strome getragen dem Meere zu.

Der Gralsritter stand, auf sein Schwert gestützt, und schien weder die Menschen auf den Schiffen, die ihn begleiteten, noch die Menschen an den Ufern zu beachten.

Dort, wo der Strom in das salzige Wasser des Meeres fließt, rief man ihm zu, er möge umkehren, denn er müsse unfehlbar mit seinem zerbrechlichen Fahrzeug draußen auf hoher See zu Grunde gehen. Aber der Ritter gab keine Antwort. Er schwamm ins Meer, er schaukelte, wurde hoch über breite Wellenberge hinausgehoben, von tiefen Wellentälern eingeschluckt, immer ferner und kleiner auftauchend. Die Menschen hatten wieder einmal den Adel, die Schönheit, die Güte, die Liebe aus ihrer Welt in die Wüsteneien der Mutternatur hinausgetrieben, in das wogende Bereich der Unendlichkeit, darin sie aber, willsgott, ihrem Ursprung zusteuern.

Viele unter den Leuten, die den Ritter mit dem Schwane über den Wogen verschwinden sahen, nannten sein Unternehmen eine wahnwitzige Fahrt, wie sie dereinst die Fahrt des Lastträgers, des von seiner Pilgerreise erlösten Parsival, genannt hatten.



